This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Aus Natur und Geisteswelt

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen

Th. Ziegler

Über Universitäten und Universitätsstudium

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig

LELAND·STANFORD·JVNIOR·VNIVERSITY

Ein vollständiges Verzeichnis der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" befindet sich am Schluß dieses Bandes.

Alius VII. v

Die Sammlung

„Aus Natur und Geisteswelt"

verdankt ihr Entstehen dem Wunsche, an der Erfüllung einer bedeutsamen sozialen Aufgabe mitzuwirken. Sie soll an ihrem Teil der unserer Kultur aus der Scheidung in Kasten drohenden Gefahr begegnen helfen, soll dem Gelehrten es ermöglichen, sich an weitere Kreise zu wenden, und dem materiell arbeitenden Menschen Gelegenheit bieten, mit den geistigen Errungenschaften in Fühlung zu bleiben. Der Gefahr, der Halbbildung zu dienen, begegnet sie, indem sie nicht in der Vorführung einer Fülle von Lehrstoff und Lehrsätzen oder etwa gar unerwiesenen Hypothesen ihre Aufgabe sucht, sondern darin, dem Leser Verständnis dafür zu vermitteln, wie die moderne Wissenschaft es erreicht hat, über wichtige Fragen von allgemeinstem Interesse Licht zu verbreiten, und ihn dadurch zu einem selbständigen Urteil über den Grad der Zuverlässigkeit jener Antworten zu befähigen.

Es ist gewiß durchaus unmöglich und unnötig, daß alle Welt sich mit geschichtlichen, naturwissenschaftlichen und philosophischen Studien befasse. Es kommt nur darauf an, daß jeder an einem Punkte die Freiheit und Selbständigkeit des geistigen Lebens gewinnt. In diesem Sinne bieten die einzelnen, in sich abgeschlossenen Schriften eine Einführung in die einzelnen Gebiete in voller Anschaulichkeit und lebendiger Frische.

In den Dienst dieser mit der Sammlung verfolgten Aufgaben haben sich denn auch in dankenswertester Weise von Anfang an die besten Namen gestellt. Andererseits hat dem der Erfolg entsprochen, so daß viele der Bändchen bereits in neuen Auflagen vorliegen. Damit sie stets auf die Höhe der Forschung gebracht werden können, sind die Bändchen nicht wie die anderer Sammlungen stereotypiert, sondern werden — was freilich die Aufwendungen sehr wesentlich erhöht — bei jeder Auflage durchaus neu bearbeitet und völlig neu gesetzt.

So sind denn die schmucken, gehaltvollen Bände durchaus geeignet, die Freude am Buche zu wecken und daran zu gewöhnen, einen kleinen Betrag, den man für Erfüllung körperlicher Bedürfnisse nicht anzusehen pflegt, auch für die Befriedigung geistiger anzuwenden. Durch den billigen Preis ermöglichen sie es tatsächlich jedem, auch dem wenig Begüterten, sich eine kleine Bibliothek zu schaffen, die das für ihn Wertvollste „Aus Natur und Geisteswelt" vereinigt.

Die meist reich illustrierten Bändchen sind in sich abgeschlossen und einzeln käuflich.

Leipzig. B. G. Teubner.

318.43
Zi

Büste nach Thorwaldsen. Im Besitz des Berliner Museums.

Aus Natur und Geisteswelt
Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen
411. Bändchen

Über Universitäten und Universitätsstudium

Sechs Vorträge von

Theobald Ziegler

Mit einem Bildnis
W. von Humboldts

Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1913

234524

STANFORD LIBRARY

Copyright 1913 by B. G. Teubner in Leipzig

Alle Rechte, einſchließlich des Überſetzungsrechts, vorbehalten

24

Vorwort.

Vivat academia, vivant professores
Vivat membrum quodlibet,
Vivant membra quaelibet,
Semper sint in flore!

Dieses Büchlein ist aus Vorträgen entstanden, die ich ein erstesmal im September 1903 bei der Eröffnung der Ferienhochschulkurse in Salzburg und dann zum zweitenmal in erheblich anderer Gestalt im November 1912 im Freien Deutschen Hochstift hier in Frankfurt gehalten habe. Dort galt es, in einer Stadt, in der man eine spezifisch konfessionelle Hochschule gründen will, das Bild einer freien Universität im deutschen Sinne des Wortes zu zeichnen und die Bevölkerung für eine solche zu erwärmen und zu gewinnen. Hier in Frankfurt konnte ich mir denken, daß es vielleicht manchen interessieren werde, von mir als langjährigem Angehörigen einer deutschen Universität etwas zu hören über das Wesen, die Einrichtung und den äußeren und inneren Betrieb unserer Hochschulen, und nicht zum wenigsten über die Probleme, an denen es auch ihnen nicht fehlt, und über die Schwierigkeiten, die es auch hier zu bewältigen gibt. Allein ganz abgesehen von solchen lokalen Anlässen halte ich unsere deutschen Universitäten für etwas so Wertvolles und Hohes, daß ich meine, jeder, der sich um Kulturaufgaben und um Kulturprobleme in unserem Volksleben kümmere und sorge, könne und müsse sich für das interessieren, was unsere Hochschulen angeht, was sie leisten können und sollen, was sie wirklich leisten oder nicht leisten und was ihnen das Leben und das Leisten erschwert. Darum habe ich natürlich nicht von der künftigen Universität in Frankfurt gesprochen: von ihr wissen wir ja noch nichts, ihre Besonderheiten namentlich kennen wir noch nicht. Höchstens daß sich an Punkten, wo sich solches Eigenartige und Neue schon nach dem Plan deutlich erkennbar heraushebt, ein kurzes Eingehen darauf nicht hat vermeiden lassen, oder vielmehr daß ich dem Eingehen darauf nicht habe aus dem Wege gehen und mit meinen Bedenken dagegen nicht habe zurückhalten wollen. Ich meine z. B. die Frage, ob durch das Dazwischentreten eines lokalen Kuratoriums hier die akademische Freiheit mehr als anderswo gewahrt oder mehr als anderswo gefährdet sei; oder die andere Frage, ob das Fehlen einer theologischen Fakultät ein Gewinn oder

ein Schaden sei für eine Universität[1]). Und ebenso habe ich auf das besondere Neue, das in dem Antrag des Senats auf Errichtung einer Universität in Hamburg zutage getreten ist, gelegentlich auch hier hingewiesen. Denn das sind aktuelle Fragen, die heute, wo die Universitätsgründungen sozusagen in der Luft liegen — neben Frankfurt und Hamburg denkt auch Dresden an eine solche —, besonders interessieren und auf die daher in diesem Zusammenhang eine Antwort auch von mir erwartet werden kann. Aber abgesehen von solchen Einzelheiten und Besonderheiten habe ich nicht von dem geredet, was in Frankfurt oder Hamburg oder Dresden sein wird, sondern von dem, was an den bestehenden Universitäten ist und gilt, und habe es im übrigen meinen Hörern überlassen, die Anwendung auf das ihnen naheliegende Kommende und Künftige selber zu machen.

Dem Druck liegt natürlich die zweite, spätere Fassung dieser Vorträge zugrunde: zahlreiche größere und kleinere Ergänzungen und Erweiterungen abgerechnet sind sie genau so wiedergegeben, wie sie vor wenigen Monaten hier in Frankfurt wirklich gehalten worden sind. Aus diesem ihrem Ursprung ist die auch für das Buch beibehaltene Form der freien Rede zu erklären. Vielleicht sehen darin manche einen Vorzug; andere, die an der leichtgeschürzten Fassung Anstoß nehmen, mögen dem Buch diese seine Herkunft als mildernden Umstand dafür zubilligen. Daß ich das mündlich Vorgetragene nun auch der weiteren Öffentlichkeit zugänglich mache, dazu bestimmt mich einerseits eben der Gedanke an die bevorstehenden Neugründungen, andererseits der Wunsch, auch hier in größerem Zusammenhang und darum um so nachdrücklicher gegen die betrübenden Vorgänge fortschreitender Konfessionalisierung der „der Wissenschaft und dem Vaterland", nicht der Kirche und der Kurie gewidmeten Kaiser-Wilhelms-Universität in Straßburg zu protestieren.

---

1) Eben vor Abschluß des Druckes kommt mir ein Aufsatz von M. Rade im Aprilheft der Süddeutschen Monatshefte zu Gesicht, worin er theologische Fakultäten auch für Frankfurt und Hamburg fordert und ihr Fehlen ähnlich wie ich auf S. 39f. bedauert. Wenn er sich dabei über uns Nichttheologen beschwert, daß wir es unseren theologischen Kollegen überlassen, auf diese Lücke hinzuweisen, so hätte er aus dem Referat, das in einem ihm nahestehenden Frankfurter kirchlichen Blatte meine Äußerungen gerade dazu schon im November vorigen Jahres in Kürze wiedergegeben hat, ersehen können, daß er mit dieser Klage und Anklage doch nicht ganz recht hat.

Schon daraus ergibt sich, daß es in diesen Vorträgen auch an kritischen Bemerkungen aller Art nicht fehlt. Aber die Kritik wird keine grundstürzende sein. Ich rede über die deutschen Universitäten, weil ich sie liebe und für eines der wertvollsten Kulturgüter unseres Vaterlandes halte. Es ist gegenwärtig viel die Rede von einer Universitätsreform. Auch zu einer solchen will das Büchlein Beiträge geben; obwohl ich glaube, daß sie nicht so rasch kommt, wie viele es wünschen, und nicht so umfassend ausfallen wird, wie es vielleicht wünschenswert wäre; aber glücklicherweise auch kaum so radikal, wie manche sie anstreben und herbeizuführen suchen. Unsere Universitäten sind konservative Institutionen und sollen wenigstens für absehbare Zeit in allem Wesentlichen bleiben, was sie sind und wie sie sind.

Und noch ein zweites hängt damit zusammen. Ich spreche von deutschen Universitäten oder, wie Schleiermacher es noch bestimmter formuliert hat, von „Universitäten in deutschem Sinn", von unserer deutschen Art und Auffassung des Universitätsstudiums und des akademischen Lebens. Sie allein kenne ich aus eigener Anschauung und Mitarbeit, über sie kann ich reden und mitreden. Nur wo es dem Verständnis und als Erläuterung dient, sollen vereinzelt auch fremde Verhältnisse und auswärtige Einrichtungen zum Vergleich herangezogen werden.

Daß ich manches, was ich schon anderswo, namentlich in meinen Vorlesungen über „den deutschen Studenten" (11. u. 12. Aufl. 1912) gesagt habe, hier wiederhole, war natürlich nicht zu vermeiden. Doch wird sich in der neuen Umgebung und im Rahmen einer Betrachtung unseres Universitätswesens im ganzen auch dieses früher schon Gesagte immer wieder anders ausnehmen.

Die paar Literaturangaben am Schluß machen auf Vollständigkeit keinen Anspruch. Sie geben nur an, was mir bei der Ausarbeitung gerade zuletzt noch einmal besondere Dienste geleistet hat und daher auch dem Leser solche leisten kann. Das Bild Wilhelm von Humboldts, das der Herr Verleger auf meinen Wunsch und mir zu besonderem Dank vorangestellt hat, mag gleich von vornherein eine Andeutung geben über den Geist, in dem dieses Büchlein „Über Universitäten und Universitätsstudium" genommen sein will.

Frankfurt a. M., 19. April 1913.

Theobald Ziegler.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort III
I. Entstehung und Entwickelung der deutschen Universitäten . . 1
II. Aufgabe und Zweck der Universitäten 19
III. Der Professor und die Lehrfreiheit 25
IV. Der Student: Lern- und Lebensfreiheit
A. Die Lernfreiheit 51
B. Die Lebensfreiheit 56
V. Das akademische Studium 66
VI. Allerlei aktuelle Probleme
A. Die Kolleggeldfrage 92
B. Die Universitätsferien 100
C. Allerlei Examina 102
D. Universitätsausdehnung 112
Literatur 114
Namenregister 115

I. Entstehung und Entwickelung der deutschen Universitäten.

Eine Einrichtung, die so tief wie die der Universität in der Vergangenheit wurzelt, so vollgesogen, meinetwegen auch so schwer erblich belastet ist von Tradition und Traditionellem und daran so zähe festhält, daß man wohl wird sagen können: es gibt keine konservativere Institution in der Welt als die deutschen Universitäten, — eine solche Einrichtung läßt sich nur verstehen, wenn man diesen Wurzeln nachgräbt und diese Tradition bis zu ihren ersten Anfängen zurückverfolgt. Wie weit wir dabei zurückgehen müssen, ist freilich fraglich. Wenn auch nicht mit einer alten Wittenberger Dissertation auf das Geburtsjahr Abels im Jahre 30 nach Erschaffung der Welt, so schon eher in das sechste vorchristliche Jahrhundert auf die Navigationsschule des Thales in Milet, die als das erste Vorbild für das Hamburgische Kolonialinstitut anzusehen ist, oder auf Platons Akademie in Athen oder auf die Kaiserlich-Römischen Rhetorenschulen in Gallien mit ihren genau abgestuften Professorengehältern. Doch alles das war ja, zuletzt vollends in den Stürmen der Völkerwanderung, untergegangen; und so muß man sich nach einem näherliegenden Datum für die Anfänge unseres modernen Hochschulwesens umsehen; und da hat man an das Gesetz zu denken, das Kaiser Friedrich I. Barbarossa im November 1158 auf den Roncalischen Feldern erlassen hat. Es sagte denen, die sich Studien halber an fremdem Ort aufhielten, den besonderen Schutz des Kaisers zu und verbot speziell, einen solchen Scholaren, Professor oder Studenten, für Schulden oder Vergehen eines Landsmanns haftbar zu machen. Das Gesetz ist auf Bitten der Scholaren an der Rechtsschule in Bologna erlassen worden, die man neben der medizinischen Fachschule in Salerno als die älteste Universität anzusehen hat. Hier hatten sich zwischen Bürgerschaft und Scholaren Verhältnisse herausgebildet, die zu einer rechtlichen Ordnung und Kodifizierung für diese Studienanstalt geradezu nötigten.

Allein Bologna war anfangs nur eine juristische Fachschule. Die erste wirkliche Universität und für Deutschland jedenfalls das Mo-

ster und Vorbild, nach dem hier die Universitäten gestaltet worden sind, war Paris; für sie mag zeitlich das Jahr 1200 als ungefährer Anfangstermin genannt werden. Als ungefährer Termin: denn nicht planmäßig und absichtlich an einem bestimmten Tage ist in Paris eine Hochschule gegründet worden, sondern zufällig, das will sagen: mit innerer Notwendigkeit ist sie hier aus den Dom- und Klosterschulen des frühen Mittelalters heraus geworden und gewachsen. Berühmte Schulen, an denen bedeutende und gefeierte Lehrer die sieben Säulen der Weisheit, die sogenannten artes liberales des Triviums und Quadriviums (Grammatik, Rhetorik und Dialektik; Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Theorie der Musik) lehrten, gab es schon seit dem achten und neunten Jahrhundert im fränkischen Reiche bald hier bald dort. Ich nenne nur Fulda, Reichenau, St. Gallen. Aber sie alle wurden nun überflügelt und in den Schatten gestellt von den Schulen in Paris. Der eigentliche Begründer ihres Weltruhms war im zwölften Jahrhundert Abälard, der durch den Glanz seiner Beredsamkeit, durch den spielenden Geistreichtum seines kühnen Sic et Non (Ja und Nein)[1]), durch die schneidende Schärfe seiner Dialektik und durch die Pikanterie seiner persönlichen Schicksale mit und um Heloïse Scharen von Schülern aus aller Herren Ländern dorthin lockte. Ruhm und Zulauf aber überdauerten ihn; und so wurde und blieb die Schule von Paris wirklich ein studium generale, wie man die Universität zuerst genannt hat, während universitas soviel ist als Genossenschaft und damit die universitas magistrorum et scholarium oder studentium, die Schulgemeinde des Orts im Gegensatz zu der Bürgergemeinde, der universitas civium, bezeichnet wird. Erst viel später wurde daraus die universitas literarum, wie man die Universität als Vertreterin der Gesamtheit der Wissenschaften genannt hat und heute noch nennt. Sie zerfiel als studium generale in vier Fakultäten (theologische, juristische, medizinische und philosophische), als Scholarenkorporation in Nationen (Citramontane und Ultramontane in Bologna; Gallier, Engländer oder Deutsche, Picarden und Normannen in Paris). Verfassung und rechtliche Form aber erhielt die Schule von Paris ums Jahr 1200, und so datiert von da an die Existenz der Universitäten in unserem Sinne.

1) Der Titel seines dogmengeschichtlichen Werkes, in dem er den Wahn von der Übereinstimmung und Widerspruchslosigkeit der kirchlichen Überlieferung zerstörte.

In Deutschland währte es dann noch einmal 150 Jahre, bis solche Mittelpunkte des geistig-wissenschaftlichen Lebens entstanden; und hier sind sie wirklich in einem bestimmt angebbaren Zeitpunkt ins Leben gerufen, von Fürsten oder Städten gegründet worden. Die erste deutsche Universität ist die zu Prag, 1348 von Kaiser Karl IV. als König von Böhmen gegründet; als zweite folgte Wien 1365, und zwanzig Jahre später als die älteste im heutigen Deutschland Heidelberg. Die deutschen Universitäten sind, wie schon gesagt, nach dem Muster von Paris eingerichtet. In Wirklichkeit aber gab es alsbald, den politischen und den kirchlichen Verhältnissen entsprechend, drei Typen: neben den Kanzleruniversitäten in Frankreich, England und Deutschland, die unter der Leitung eines kirchlichen Kanzlers oder sonst eines mit der Leitung der Schule betrauten Kanonikus standen und sich in ihrer Einrichtung an das einfachere Muster einer Kloster- oder Domschule anschlossen, in Oberitalien die Stadtuniversitäten, allen voran Bologna, und im unteritalienischen Reich Friedrichs II. die Staatsuniversität Neapel, während die spanischen Universitäten halb als Staatshalb als Stadtuniversitäten organisiert wurden, somit jedenfalls mehr als die französischen oder die deutschen weltlichen Charakter trugen. Rechtlich betrachtet waren sie freilich alle weltliche Anstalten, trotz der päpstlichen Stiftungsbriefe und trotz des klösterlich-klerikalen Anstrichs, den namentlich die französischen und die deutschen unter ihnen in Lehre und Leben angenommen hatten. Als gegründete und bestätigte hörten diese großen Schulen dann natürlich auf, zufällige und private Unternehmungen zu sein, und rasch kam dadurch auch eine gewisse Gleichmäßigkeit in ihren Unterrichtsbetrieb und in das ganze Tun und Leben an diesen mittelalterlichen Hochschulen. Eine solche war namentlich nötig für die Erteilung der stufenmäßig gegliederten akademischen Grade des Bakkalariats, der Lizenz, des Magister- oder Doktortitels, und für die damit irgendwie verbundene venia legendi (Recht, Vorlesungen zu halten); die licentia ubique docendi (das Recht, an allen Universitäten zu lesen), die die Doktordiplome aussprachen, und zu deren Geltung man sich durch die universalen Gewalten, Papst und Kaiser, Stiftungsbriefe ausstellen ließ, in der Meinung, daß sie an solche geknüpft und durch sie gewährleistet sei, erkannten die großen Universitäten wie Paris oder Bologna bei anderen als ihren eigenen Graduierten freilich doch nicht an.

Die Wissenschaft aber, die auf diesen Universitäten im wesent-

lichen gleichmäßig getrieben und gelehrt wurde, war die scholastische. Wer von der Scholastik mißächtlich redet, der vergißt, daß letzten Endes auf sie die freie wissenschaftliche Arbeit an unseren Universitäten zurückgeht, die Scholastik die Voraussetzung dafür und der Weg dazu gewesen ist. Wo wir uns vielfach ein recht Unlebendiges und ganz Totes vorstellen, da haben wir vielmehr, wie es eben die Entstehung der Universität von Paris beweist, reiches Leben, einen frischen, fröhlichen Krieg der Geister, gefeierte Lehrer, die aus der ganzen Welt Schüler anziehen, dramatisch bewegte Kämpfe zwischen den einzelnen Schulen und Richtungen, vor allem auf dem Boden der Dialektik, viel schriftliche und mündliche Produktion und ein lustiges, ausgelassenes Studentenleben, dessen Vagantenpoesie noch heute in unseren Kommersbüchern lateinisch oder deutsch vertreten ist. Das mihi est propositum in taberna mori stammt aus dem Mittelalter; und wie es demnächst auch in unseren Straßen und Kneipen singen und klingen wird: Stoßt an, Frankfurt soll leben, so hat man schon vor 800 Jahren Trier hochleben lassen.

Aber an einem allerdings litt und krankte der scholastische Wissenschaftsbetrieb: es fehlte ihm die Freiheit der Bewegung. Die Tradition, vor allem in der Form des Dogmas und der Kirchenlehre, zog die Grenzen, über die hinauszugehen gefährlich und geradezu unmöglich war. Denn die Exkommunikation, der kirchliche Bann war damals keine so harmlose Sache wie heute, wo der Staat doch nicht mehr als ganz gehorsamer und gefügiger Diener der Kirche willenlos die Exekution übernimmt. Es war übrigens nicht bloß ein von außen kommender Zwang, dem sich die Wissenschaft und ihre Vertreter fügten, weil sie mußten, die Unfreiheit lag als eine Art von Selbstbeschränkung im Wesen der Scholastik selbst: der Wert der Autorität, das Festhalten am Überlieferten, die Weiterpflanzung des Gelernten von Generation zu Generation gehörte dazu; daher war es überall Tradition und nichts als Tradition, um was es sich handelte. Vor allem durfte nicht an der kirchlichen Autorität und ihrer Lehre gerüttelt werden: sie stand als schlechthin gegebene Voraussetzung absolut fest. So war es auch bei dem heute noch und heute wieder neu gefeierten und durch die Enzyklika Aeterni patris vom 4. August 1879 für maßgebend erklärten Thomas von Aquino (1225—1274); deswegen hat er so gar nichts Modernes und Geniales an sich und in sich, weil er diese Voraussetzung und diese Grenzen als selbstverständlich anerkannt, nie-

mals wie ein Johannes Eriugena oder ein Abälard oder in seiner Weise auch ein Duns Scotus sich daran gestoßen und nie sie zu überspringen versucht oder auch nur den Trieb dazu in sich verspürt hat; er ist „borniert" gewesen, weil er sich selber borniert hat; darin liegt das ganz Unmoderne dieses künstlich und gewaltsam wiederaufgenommenen Thomismus.

Um was kann es sich aber dann handeln in dieser scholastischen Wissenschaft? Lediglich um Aneignung und systematische Gliederung des Wissensstoffs, um logisch geordnete Reproduktion des Überlieferten und um Begründung und Beweis des zum voraus Feststehenden. Die Dialektik in der Form, die ihr Aristoteles in seinen ebendamals nach dem Abendlande kommenden logischen Schriften gegeben hatte, sollte dazu dienen, den überlieferten Stoff zu einem System zusammenzuordnen und ihn syllogistisch zu beweisen. So wurde die Philosophie zur Magd der anderen Wissenschaften, insbesondere der Theologie, in der es galt, intellegere quod credimus, den Glaubensinhalt zu intellektualisieren und zu rationalisieren. Darin lag die tiefste innere Berechtigung der Scholastik, das war ihre Aufgabe und ihre Leistung; es lag darin aber auch ihre Schwäche, an der sie schließlich zugrunde gehen mußte. Denn die Vernunft läßt sich diese dienende Rolle auf die Dauer eben nicht gefallen: je energischer sie den Glaubensinhalt zu bearbeiten und dem Denken mundgerecht zu machen suchte, desto mehr kamen ihr auch die sachlichen Widersprüche und Schwierigkeiten zum Bewußtsein, die in ihm versteckt sind, und wenn die Versuche, sie zu lösen, scheiterten, so mußte sich das Denken notwendig gegen diesen Inhalt selbst richten und das Irrationale an ihm erkennen. So war das Ergebnis und das Ende der Scholastik ihre Selbstauflösung, die Einsicht in die Unvereinbarkeit von Glauben und Wissen, die in der Lehre von der doppelten Wahrheit gipfelte, wonach in der Theologie wahr sein kann, was in der Philosophie falsch ist, und umgekehrt.

Dazu kam ihre Form, oder gleich richtiger gesagt: ihre Formlosigkeit. Die Dialektik hatte nur das Recht, den gegebenen Stoff formal logisch zu bearbeiten, der Inhalt war gleichgültig, weil feststehend, und so gab es keinen Unterschied zwischen Haupt- und Nebensachen, Wesentlichem und Unwesentlichem, daher das Massenhafte dieser mittelalterlichen „Summen", wie die Scholastiker ihre Systeme bezeichnend selbst genannt haben, und das Formalistische dieser mittelalterlichen Wissenschaft. Das formal Logische wurde

Selbstzweck, man lernte um des Lernens willen, scholae non vitae (für die Schule, nicht für das Leben), das Leben von Lehrern und Studenten ging im Lernen, in der Schule auf, es wurde im wörtlichen Sinn „scholastisch". Je schwieriger es aber war, alles zu rationalisieren, desto künstlicher und äußerlicher wurden die Probleme, desto spitzfindiger die Antworten, man konnte ebensogut Sic (Ja) wie Non (Nein) sagen, derselbe Dozent dieses Mal bejahen, was er das vorige Mal verneint hatte. Eine Streitkunst kam obenauf, wie sie einst die Sophisten geübt hatten, Virtuosen des Streitens und Rechtbehaltens galten als die eigentlichen Meister und als die besten Lehrer. Und dazu paßte auch die Sprache, zu dem Schulwitz das Schullatein, das doch nur auf den Schulbänken und in den Scholarenkreisen recht lebendig war und verstanden wurde, das wirklich ein barbarisches Latein war, wenn auch die satirischen Dunkelmännerbriefe es später karikiert und übertrieben haben.

Diesem Wesen der Scholastik entsprach nun natürlich auch der Unterrichtsbetrieb auf den mittelalterlichen Universitäten. Texte wurden vorgelesen — gedruckte Bücher gab es ja noch nicht; daher noch heute der Name „Vorlesung" — und daran dann ein Kommentar geknüpft. Und neben die Vorlesungen traten die Disputationen, in denen die von einem Magister aufgestellten Thesen in syllogistischer Form angegriffen und ebenso von ihm und seiner Schar verteidigt wurden. Diese logische Schulung war Sache der philosophischen oder, wie sie damals hieß, der Artistenfakultät, der untersten, die jeder Scholar zu durchlaufen hatte, ehe er zum Fachstudium in einer der drei oberen Fakultäten als Theologe oder Jurist oder Mediziner zugelassen wurde. Aber wie nach unten, nach der Trivial- und Partikularschule hin, die Grenze fließend und die Artistenfakultät nur Vorbereitungsanstalt für die oft recht jugendlichen und meist recht schlecht vorgebildeten Anfänger war, so war nach oben der Unterschied zwischen Lehrern und Schülern kein festbestimmter. Schon die Bakkalarien lasen, aber auch die Magistri der Artistenfakultät, die ihren Kursus durch Lehren und als Lehrer absolvierten, fingen daneben erst an Theologie oder Jurisprudenz zu studieren, und lasen dann auch wieder hier lange, ehe ihnen die Lizenz erteilt wurde. Und in den Disputationen konnte ohnedies der Student den Dozenten besiegen und Meister werden.

Daß im fünfzehnten Jahrhundert der scholastische Unterrichts-

betrieb auf den Hochschulen mehr und mehr zerfiel, daran ist nicht erst und nicht schon das Neue schuld, das nun kam, der Humanismus: es war vielmehr, wie schon gesagt, eine Selbstzersetzung und Selbstauflösung, die mit der der scholastischen Wissenschaft Hand in Hand ging. Wenig Fleiß bei den Lehrern, wenig Verständnis und Interesse bei den Schülern und dafür trotz aller Aufsicht und klösterlichen Zucht in den Kollegien, Bursen und Pädagogien (Pensionsanstalten) schlechte Sitten und ein Vagantenproletariat, das sich zu den studentischen Privilegien drängte, ohne studieren zu wollen, und für Bürger und Bauern zu einer stromernden Landplage wurde, ein immer breitspurigerer Unterricht ohne einen die Hörer wirklich interessierenden Inhalt und in einer dem Leben völlig entfremdeten, geradezu barbarischen Form — so wird uns nicht bloß in den Dunkelmännerbriefen der Zustand der Universitäten am Ausgang des Mittelalters geschildert. Kein Wunder daher, daß in dem Augenblick, wo die Formfreude und der Sinn für die antike Welt, ihre Sprache, ihre Wissenschaft, ihre Kunst wieder erwachte, dieser ganze Lehrbetrieb für veraltet und überlebt galt, den Hohn und Spott aller derer, die jung waren, herausforderte und der allgemeinen Verachtung anheimfiel.

Allein die Universitäten waren damals schon ihren Einrichtungen gegenüber aufs äußerste konservativ, und so würde es dem Sturm und Drang, der in die Zeit gefahren war, schwer gefallen sein, sie für den neuen Geist zu gewinnen und zu erobern, wenn nicht unter dem Einfluß der neuen Bewegung, sagen wir vorsichtig: humanistisch angehauchte Fürsten — im Zusammenhang allerdings mit der wachsenden Selbständigkeit ihrer kleinen Territorien und einer antikisierenden Auffassung vom Staat und seinen Rechten — um die Wende des fünfzehnten zum sechzehnten Jahrhundert eine Anzahl neuer Universitäten gegründet hätten, die sich von vornherein mehr oder weniger entschieden in den Dienst der neuen humanistischen Sache stellten: ich nenne nur Freiburg und Tübingen im Süden, Wittenberg und Frankfurt a. O. im Norden. Aber man täusche sich nicht: der Unterschied zwischen Alt und Neu war kein prinzipieller und bei weitem nicht so groß, wie wir ihn uns vorzustellen geneigt sind. Im alten Heidelberg hat der wandernde Poet Peter Luder als einer der ersten dem Humanismus einen Platz gewonnen, und die Straßburger Wimpfeling und Jakob Sturm sind dort zu Humanisten geworden; und im neugegründeten Tübingen waren die Moderni unter Gabriel

Biels Führung ockamistische Nominalisten, d. h. Scholastiker strengster Observanz, und erst langsam verstummten die Klagen des Humanisten Heinrich Bebel, daß den Musen an der schwäbischen Hochschule nur ein geringer Platz eingeräumt sei. Namentlich die Theologen hielten zäh am Alten fest; und so begnügte man sich, neue Lehrstühle für Lateinisch, Griechisch und Hebräisch (Collegium trilingue) zu errichten, diese mit Humanisten zu besetzen und wenigstens in der Artistenfakultät rationellere Lehrbücher einzuführen, die sich namentlich mit der Grammatik kürzer abfanden als das gänzlich veraltete Doktrinale. Denn nicht mehr auf Grammatik und Logik, sondern auf das Lesen und Kommentieren klassischer Autoren legte man jetzt das Hauptgewicht. Damit hing eine wesentliche Neuerung im Unterrichtsbetrieb der Universitäten zusammen: neben die Disputationen, die namentlich in der Theologie nach wie vor beibehalten wurden, traten die Deklamationen oder Redeübungen; statt Eristiker und Klopffechter wollte der Humanismus Redner heranbilden, die eloquentia (Beredsamkeit) nach dem Vorbild Ciceros war das neue Bildungsideal, das Schule und Universität zu verwirklichen strebten.

Übrigens hat der Humanismus auch daran gedacht, statt neue Lappen auf das alte Kleid zu flicken, etwas ganz Neues zu schaffen und unabhängig von den bestehenden Universitäten mit ihren vier Fakultäten eigene Humanistenschulen zu gründen. So entstand in Wien schon 1502 das Collegium poetarum et mathematicorum — eine Schule für die beiden neuen Wissenschaften der Zeit: neben den philologischen, der eloquentia, sollten hier auch die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer (sapientia als Sachwissen) gelehrt werden. Denn daß im Zeitalter des Humanismus von Kolumbus nebenbei auch eine neue Welt entdeckt und von Kopernikus die Umdrehung des bisherigen Weltbildes gelehrt worden ist, ist natürlich kein Zufall gewesen, sondern beruht auf einem engen in der Tiefe der neuen Anschauung gegründeten sachlichen Zusammenhang. Aber diese von den alten Hochschulen abgetrennte Anstalt konnte sich nicht halten — aus Mangel an Berechtigungen einerseits; denn der poeta laureatus (die Dichterkrönung) war dem Doktor oder Magister nicht ebenbürtig; und andererseits fehlte es noch an der nötigen Vorbildung auf humanistischen Gymnasien und Lateinschulen; man wollte den Oberstock einrichten, ehe das Fundament gelegt und der Unterstock gebaut war. Und als man diesen allmählich ausbaute, da war schon wieder ein an-

deres Neues gekommen — die Reformation. Nur in Frankreich hat sich das 1530 gegründete Collège de France als besondere Philologenschule erhalten können bis auf den heutigen Tag.

Auch die Reformation ist ein Ring in der großen Kette der humanistischen Bewegung. Das Studium der Sprachen war für sie notwendig als Mittel, um auf die Quellen des Christentums erst im Neuen, dann auch im Alten Testament zurückgehen zu können, und wertvoll als die Scheide, darinnen das Messer des Geistes steckt. Das Los von Rom! rief Ulrich von Hutten ebenso kampfesfroh wie Luther in die deutsche Welt hinein. Aber auch tiefer lagen Berührungspunkte genug. Den Kampf um den einzelnen, für die Befreiung des Individuums kämpften Agrikola oder Erasmus wie Luther oder Zwingli; und auch die Wiederentdeckung der Natur und der Erde, die Anerkennung des Natürlichen und Weltlichen als eines Berechtigten und der Erde als des Schauplatzes für unsere sittliche Arbeit, die Entprofanisierung der Ehe, der Arbeit und des Berufs wurden von beiden Seiten aus in Angriff genommen. Aber freilich, der Bruch kam trotzdem. Nicht die Waffengenossenschaft zwischen Luther und Hutten, sondern der bis zur offenen Feindseligkeit sich steigernde Gegensatz zwischen Luther und Erasmus scheint zunächst typisch. Und dies war nicht bloß der Gegensatz zwischen dem vornehmen, feinorganisierten und intellektualistisch gerichteten Humanisten und dem derben und groben Bauernsohn voll Temperament und Willen, voll irrationaler Mystik und mit einem warmen Herzen für das Volk, aus dem er hervorgegangen war, auch nicht bloß die Verstimmung des Humanisten darüber, daß die Philologie nach kurzer Vorherrschaft aufs neue der Theologie weichen mußte, nein auch der Gegensatz lag wie die Gemeinsamkeit in der Tiefe. Das Alte und Neue Testament waren für Luther nicht nur Quellen, sondern Gottes Wort; die Befreiung und die Freiheit des Individuums war die eines Christenmenschen, der abhängig blieb von seinem Gott und gebunden blieb an das Wort Gottes; und an die Stelle des humanistischen Optimismus trat ein religiöser Pessimismus, der daran verzweifelte, ohne die göttliche Gnade selig werden zu können aus eigener Kraft und ohne die Heilige Schrift mit den Rätseln des Daseins fertig werden zu können durch eigene Vernunft.

So erschienen Luther die Universitäten nicht bloß als scholastische veraltet, sondern gerade auch als modernisierte und huma-

nistisch gewordene unchristlich und heidnisch, weil auf ihnen an Stelle der Bibel der blinde heidnische Meister Aristoteles regiere; und das war für ihn nicht nur der mißverstandene und mißbrauchte „Philosophus" der Scholastik, die er in und mit jenem treffen und stürzen wollte, sondern wirklich der echte Aristoteles der Griechen als Vertreter des eigenen Denkens und der vielgeschmähten Frau Hulde, der menschlichen Vernunft. Allein deshalb wollte Luther doch nicht bloß revolutionär niederreißen und zerstören, sondern immer gleich auch positiv aufbauen und reformieren. Eine gute starke Reformation der Universitäten forderte er schon 1520 in seiner Schrift „an den christlichen Adel deutscher Nation"; und nicht, daß durch die religiöse Revolutionierung der Geister auf einen kurzen Augenblick ein Bildungsvakuum entstanden ist, ist mit Paulsen und anderen vorwurfsvoll zu monieren, sondern vielmehr rühmend hervorzuheben, wie energisch Luther, sobald sich der Schaden einstellte oder gar noch vorher, ehe das zu Erwartende eintraf, die weltliche Obrigkeit an die Stelle der Kirche setzte und mit seiner lauten Stimme den Regierenden als Aufgabe zuwies, was bis dahin die Kirche faktisch geleistet — oder auch nicht geleistet und schnöde verabsäumt hatte. Und so ist schließlich für das Verhältnis von Humanismus und Reformation weder Luther und Hutten noch Luther und Erasmus typisch geworden, sondern Luther und Melanchthon, der schon 1518 nach Wittenberg berufen, seinerseits dafür gesorgt hat, daß die dortige Universität nicht einseitig nur eine Theologenschule geworden ist. Gleich in seiner Antrittsrede de corrigendis adulescentiae studiis (über die Verbesserung des akademischen Unterrichts) proklamierte er den Bund zwischen Evangelium und Sprachen, Reformation und Humanismus, versprach den Studenten, sie aus den Quellen selbst schöpfen zu lassen, wozu freilich auch die Kenntnis der Sprachen, vor allem des Griechischen nötig sei, und erklärte zusammenfassend, daß ohne die Kenntnis der Mathematik, der Dichter und der Redner niemand für gebildet zu achten sei. Indem er aber dieses ganze Studium unter dem Gesichtspunkt der Theologie betrachtete, übernahm er die Ideale sowohl wie die Mittel des akademischen Studiums, unter denen Lektüre und Deklamation obenan standen, doch nur von den großen Humanisten. Und endlich hat er als großes akademisches Schulhaupt durch seinen persönlichen Einfluß und Rat bei Gründung oder Reformierung von Universitäten, durch seine handlichen Lehrbücher und durch seine zahlreichen Schü-

ler als rechter „praeceptor Germaniae" die deutsch-protestantischen Universitäten in humanistischem und protestantischem und, dürfen wir hinzufügen, auch in wahrhaft deutschem Sinn und Geist umgestaltet.

Allein verhängnisvoll war der Sieg der Theologen über die Philologen doch. Gewiß liegt im Prinzip des Protestantismus der große Gedanke der Glaubens- und Gewissensfreiheit. Allein Luther selbst und alle die Theologen um Luther standen mit einem Fuß wenigstens noch fest im Mittelalter und auf scholastischem und intellektualistischem Boden; so konnten und mochten sie die Konsequenzen nicht ziehen und, was im Prinzip lag, für Praxis und Leben nicht ohne weiteres anerkennen. Der „Glaube" wurde zur Orthodoxie (Rechtgläubigkeit). Dazu kam der konfessionelle Gegensatz, der sich zwischen der alten und der neuen und in dieser wieder zwischen der lutherischen und der reformierten Kirche aufgetan hatte. Da mußten erst einmal die Grenzen festgestellt und die Kirchen auch dogmatisch gegeneinander abgegrenzt werden; und so wurden auch die hohen Schulen konfessionalisiert, ihre Lehrer mußten die Glaubensbekenntnisse unterschreiben und sich in ihren Lehren aufs neue nach der Dogmatik richten. Unter welchen Kämpfen sich dieser Prozeß vollzog, zeigen z. B. die Vorgänge in Straßburg, wo schließlich der humanistisch freier denkende Johann Sturm als Professor und Schulrektor den lutherischen Geistlichen Marbach und Pappus hat weichen müssen. So kam in den protestantischen Ländern Theologie und Orthodoxie obenauf; und in den katholischen Gebieten fiel das gesamte Unterrichtswesen den Jesuiten in die Hände. Die Folge war, daß sich der alte scholastisch-eristische (streitsüchtige) Geist wie auf den Kanzeln, so auf den Kathedern hüben und drüben wieder breit machte und den ganzen Unterrichtsbetrieb beherrschte. Es hing aber auch damit zusammen, daß die Universitäten, jedenfalls in protestantischen Territorien, nun ohne Stiftungsbriefe der universellen Gewalten lediglich Landessache waren und der absoluten Fürstengewalt unterstellt wurden; und dabei galt auch für sie der Grundsatz: cuius regio eius religio (die Religion des Landesherrn bestimmt die Religion des Landes). So verknöcherten die protestantischen Universitäten durch die ihnen angelegte Zwangsjacke der Orthodoxie und zogen sich durch die Beschränkung auf die oft sehr engen Grenzen des Landes oder der Stadt, wo sie ins Leben gerufen wurden, recht ins Kleine und Kleinliche zusammen. Es war ja damals noch so einfach und leicht, mit ein paar tausend Gul-

den konnte man eine solche Zwerguniversität gründen und unterhalten. In katholischen Ländern aber wurde der Universitätsunterricht unter den Händen der Jesuiten, die den Humanismus ohne tieferes Interesse und ohne inneres Verhältnis, lediglich aus Opportunitäts- und Konkurrenzgründen rezipiert hatten, innerlich unwahrhaftig, gänzlich unfrei und dadurch der Unterrichtsbetrieb nur immer äußerlicher und schlechter. Als dann vollends der Dreißigjährige Krieg die geistigen, körperlichen und finanziellen Kräfte Deutschlands verzehrte, da sank der Stand der Universitäten tiefer und tiefer. Es gibt dafür kein sprechenderes Zeichen, als daß der erste große Philosoph der Deutschen, daß Leibniz sich weigerte, die ihm angebotene Professur in Altdorf anzunehmen, und es vorzog, am Hof zu Mainz und zu Hannover oder in Berlin in größerem Stil zu leben und zu wirken: hier war Ehre einzulegen und zu gewinnen, an deutschen Hochschulen keine. Und in anderer Hinsicht bezeichnend ist die Weigerung Spinozas, des armen Gläserschleifers im Haag, einem Ruf an die Heidelberger Universität zu folgen, weil er sonst der Weiterbildung seiner Philosophie entsagen müßte, wenn er seine Zeit dem Unterricht zu widmen hätte; und noch mehr, weil er nicht wisse, welche Grenzen der Freiheit zu philosophieren gezogen werden sollen, die ihm nur unter der Bedingung zugesagt worden war, daß er jede Störung der öffentlich anerkannten Religion vermeide. Der Adel aber hörte unter diesen Umständen auf, seine Söhne solchen veralteten, in öde Pedanterie, unpraktische Schulfuchserei und rohe, wüste Lebensgewohnheiten versunkenen und verkommenen Lehranstalten zu übergeben. Für ihn entstanden Ritterakademien, auf denen man französische Sprache, praktisches Wissen und feine höfische Sitte lernen und sich erwerben konnte. Noch spät im achtzehnten Jahrhundert hat der württembergische Herzog Karl es vorgezogen, statt die verrottete Landesuniversität Tübingen zu reorganisieren, eine neue, die hohe Karlsschule, zu gründen, aus der dann Männer wie Cuvier und Kielmeyer, Dannecker und Schiller hervorgegangen sind.

In dem Augenblick aber, wo dieser Tiefstand erreicht war, begann auch alsbald wieder der Aufstieg. Das früheste Anzeichen dafür ist vielleicht ein ganz äußerliches. Die Studenten legten die Klerikergewandung ab und kleideten sich alamodisch. Da aber dazu auch der Degen gehörte, so wurde der Student zum Renommisten und zum Raufbold, womit im ganzen doch wenig gewonnen war. Viel wichtiger war die Zurückdrängung des Konfessionalismus.

Calixt freilich als Professor in Helmstädt kam mit seinen Vermittlungsversuchen und Einigungsbestrebungen zu früh, fing sie auch nicht am rechten näheren Ende an. Dagegen gab im lutherischen Preußen der Übertritt des kurfürstlichen Hauses zur reformierten Konfession dem Grundsatz cuius regio eius religio den ersten, und alsbald auch einen tödlichen Stoß. Es entsprach aber auch dem Gefühl des Volkes, das in den dreißig langen Jahren eines jammervollen Bürger- und Religionskriegs des konfessionellen Haders gründlich satt geworden war. So konnte der Große Kurfürst daran denken, in einer brandenburgischen Stadt (Tangermünde) für Gelehrte aus aller Welt, die durch Glaubensverfolgung oder sonstige Tyrannei aus ihrer Heimat vertrieben waren, ein Asyl zu eröffnen, wo sie unbehelligt ihrer wissenschaftlichen Arbeit leben und Vorlesungen halten könnten. Das war noch einmal eine Utopie. Aber in anspruchsloserer Form wurde etwas Ähnliches doch verwirklicht von seinem Nachfolger Friedrich III. durch die Gründung der Universität Halle im Jahre 1694. Sie ist die erste moderne Universität, weil hier der Grundsatz der freien Forschung und Lehre im Prinzip anerkannt und in der Aufnahme der beiden aus Leipzig ausgewiesenen Dozenten, des rationalistischen Juristen Christian Thomasius und des pietistischen Theologen August Hermann Francke, jener kühne Gedanke des Großen Kurfürsten im nächsten Kreis verwirklicht war. Allein einstweilen war es nur erst Prinzip. Das zeigte sich alsbald in Halle selbst. Auf die Denunziation der Pietisten wurde Christian Wolff, der Philosoph der deutschen Aufklärung, durch den König Friedrich Wilhelm I. seines Amtes entsetzt und ihm bei Strafe des Strangs geboten, binnen 48 Stunden Halle und die gesamten königlichen Lande zu räumen. Und so hat doch nicht das preußische Halle, sondern erst das hannöversche Göttingen, gegründet 1737, und gleich darauf auch das damals noch nicht bayrische, sondern ansbach-bayreuthische Erlangen (gegründet 1743) den Ruhm, als erste modern gerichtete Universitäten den Grundsatz der Lehrfreiheit durchgeführt zu haben.

Nach Halle aber wurde durch Friedrich den Großen unmittelbar nach seiner Thronbesteigung der vertriebene Philosoph Wolff zurückberufen. Durch den König der Aufklärung wurde die Philosophie der Aufklärung rehabilitiert. Das war ein weit über das Persönliche hinausragender weltgeschichtlicher Akt. Die Aufklärung hat die Orthodoxie und den Konfessionalismus geistig überwunden und die weltliche Wissenschaft von den Fesseln der Kirche,

der Konfession und der Theologie befreit. Auch Lessing, obwohl wie Spinoza kein Universitätsprofessor, muß in diesem Zusammenhang als Vertreter einer wahrhaft voraussetzungslosen Wissenschaft wenigstens genannt werden. Aus dem Geist des Protestantismus heraus hat die Aufklärung die Konsequenz der Glaubens- und der Lehrfreiheit entwickelt und die Universitäten zu Trägerinnen der neuen Wissenschaft gemacht, die wir in den Namen Galilei und Descartes, Leibniz und Newton, Christian Wolff und Immanuel Kant verkörpert sehen. Mathematik, Naturwissenschaft und Philosophie aber gehören in die alte Artistenfakultät, die einst nur Vorbereitungsklasse, nur Schule gewesen war und als solche zu den anderen Fakultäten als den oberen, ihnen untergeordnet und dienend, emporgesehen hatte. Jetzt wird gerade sie die Trägerin der neuen Wissenschaft und rückt damit in die volle Gleichberechtigung mit den andern ein oder überflügelt sie sogar als die rein wissenschaftliche und neue Bahnen und andere Forschungsweisen erschließende Fakultät. Die Philosophie Kants war ohnedies viel zu schwer und viel zu hoch, als daß sie für Anfänger geeignet und von wissenschaftlich Unmündigen anzueignen gewesen wäre. Es ist daher kein Zufall, daß gerade 1788 von dem Aufklärungsminister von Zedlitz auf eine Anregung von Halle hin das Abiturientenexamen eingeführt und damit der Zugang zur Universität erschwert und an gewisse Voraussetzungen intellektueller und sittlicher Reife geknüpft worden ist. Was bis dahin die Artistenfakultät leisten oder doch ergänzen mußte, das war nun ausschließlich Sache der Schule.

In Göttingen aber kam noch ein weiteres Neues hinzu, durch Gesner und Heyne der Neuhumanismus, der das Lateinische aus seiner alten Vormachtstellung, die ihm auch die Renaissance nicht genommen oder vielmehr aufs neue wieder verschafft und befestigt hatte, verdrängte und sie dem Griechischen zuwies. Die klassische Philologie wurde zur Altertumswissenschaft und schlug jene ästhetische Richtung ein, durch die sie fähig wurde, sich mit der klassischen deutschen Literatur zu verbünden; und in der Forschungsmethode wurde sie das Vorbild für die neue Wissenschaft der Germanistik. Damit löste sich ihr alter Bund mit der Theologie, der gegenüber sie seit der Reformation eine dienende Stellung eingenommen hatte. Die Studiosi der Philologie hörten auf, Studiosi der Theologie zu sein; Friedrich August Wolf ist der erste gewesen, der sich am 8. April 1777 zu Göttingen weigerte, sich in das Album der

Theologen einzuzeichnen, er wollte nur studiosus philologiae sein. In Jena endlich wurde Ende des Jahrhunderts noch der letzte Schlußstein zu diesen befreienden Großtaten des Aufklärungszeitalters hinzugefügt: durch die Rezeption der Kantischen und ihre Weiterbildung zur spekulativen Philosophie der Fichte, Schelling und Hegel kam jene libertas philosophandi wirklich, die Spinoza vergeblich für sich gefordert hatte, die Freiheit, ohne Rücksicht auf die bestehende und geltende Religion nach eigenem Ermessen und eigenen Bedürfnissen sich seine Weltanschauung zu gestalten. Daß es freilich auch dabei noch einmal nicht ohne Kämpfe und Opfer abging, zeigt der Atheismusstreit um Fichte.

So war mit der neuen Wissenschaft auch die neue Universität da. Die 1810 und 1811 gegründeten Hochschulen in Berlin und Breslau waren es, die alles das gleich von Anfang an in sich darstellten und sich ausdrücklich und in allen ihren Einrichtungen zu diesem Neuen bekannten. Ihnen hat sich der freie und feine Geist Schleiermachers und Wilhelm v. Humboldts, der Geist des Neuhumanismus und unserer auf Kant sich aufbauenden idealistischen Philosophie auf- und eingeprägt; aber auch von der Aufklärung hat namentlich die erstere „die berlinische Freiheit zu denken und zu schreiben" als gutes Erbteil mitbekommen. Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei —: so formuliert wurde es freilich erst in den Grundrechten des Frankfurter Parlaments von 1848/49, aber damit war doch nur kodifiziert, was sich seit den Tagen der Aufklärung, auf der Etappenstraße, die von Halle über Göttingen und Jena nach Berlin führte, allmählich durchgesetzt hatte. Dieser Grundsatz ist dann zur Magna charta (Freiheitsbrief) aller deutschen Universitäten geworden. In Breslau aber kam noch ein anderes Neues. Im Gegensatz zu den bisherigen, in allen Fakultäten konfessionell orientierten Universitäten war sie die erste nicht konfessionelle, sondern simultane Hochschule mit zwei konfessionell getrennten theologischen Fakultäten. Ganz rein hat sich freilich auch dieser Gedanke nicht durchsetzen lassen: für das Fach der Philosophie wurde eine Doppelbesetzung „zur Beruhigung Unserer katholischen Untertanen", wie es in dem Breslauer Stiftungsbrief heißt, mit je einem Katholiken und einem Protestanten angeordnet, — und damit den deutschen Universitäten ein ganz übles Kuckucksei in das Nest gelegt, das noch im zwanzigsten Jahrhundert in Straßburg den Fall Spahn und den hinterhältigen Geheimvertrag bei Errichtung der dortigen katholisch-theologi-

schen Fakultät gezeitigt und den Streit um die „voraussetzungslose" Wissenschaft und um die konfessionellen Professuren entfacht hat. Doch das gehört bereits der Gegenwart an, darüber haben wir an anderer Stelle zu reden.

Wilhelm v. Humboldt aber schuf dadurch, daß er den deutschen Studenten die Freizügigkeit verschaffte, den Begriff nicht nur, sondern auch den allgemeinen Typus der deutschen Universität, der bei aller individuellen Verschiedenheit und territorialen Eigenart im einzelnen von da an doch im großen ganzen für alle Universitäten „im deutschen Sinne" derselbe geworden und geblieben ist.

Endlich setzt sich bei diesen Neugründungen zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts auch der von der Stein-Hardenbergischen Gesetzgebung herstammende Gedanke der Selbstverwaltung durch, der freilich dem alten Korporations- und Zunftcharakter der mittelalterlichen Universitäten entsprach, aber in Wirklichkeit doch von ganz anderen modernen Ideen getragen war und nach der Meinung seiner Vertreter, eines Schleiermacher, Fichte und Wilhelm v. Humboldt, vor allem der Omnipotenz des absolutistischen Staates Widerpart halten sollte. Daß in der Wissenschaft ohne den Staat alles „unendlich viel besser gehen würde", sprach Humboldt, der Verfasser der „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen", noch zu einer Zeit aus, wo er schon an der Spitze des preußischen Unterrichtswesens stand; und Schleiermacher beklagte es, daß der Staat das natürliche Bestreben der Universitäten, „sich ganz nach den Gesetzen, welche die Wissenschaft fordert, zu gestalten, mißverstehe und hindere und sich fürchte, wenn er sie sich selbst überließe". Weil aber der deutsche Staat nicht ihnen, sondern vielmehr der von Hegel aus dem Altertum aufgenommenen Idee von der Allwirksamkeit des Staates gefolgt ist, so ist das Verhältnis der Universitäten zum Staat zu einem Problem, für das Leben unserer Hochschulen geradezu zu dem Problem des neunzehnten und auch noch des angehenden zwanzigsten Jahrhunderts geworden. Es wird uns daher auch weiterhin an den verschiedensten Punkten immer wieder entgegentreten.

Noch aber fehlte vor 100 Jahren der modernen Universität der moderne Student. Die Lebenserinnerungen des Magisters Laukhard aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zeigen uns die ganze Rohheit und Wüstheit des studentischen Treibens, das ohne viel Witz und Geist im Saufen, Huren und sich

Duellieren, im Pennalismus gegen die jüngeren Semester und im Prellen und Malträtieren der Philister aufging und wirklich den Text abgab für das — unübersetzbare — alte und frostige Schulrätsel: quid est studiosus sine studio? sus. Und auch in Goethes Faust, in der Schülerszene des Urfaust und in Auerbachs Keller, klingt es kaum anders und besser. Da kamen die Befreiungskriege: unter den anfeuernden Reden von Steffens in Breslau, von Fichte auf dem Katheder und von Schleiermacher auf der Kanzel in Berlin zogen Hunderte von ihren Schülern mit hinaus ins Feld, sangen am Biwakfeuer die fromm deutschen Lieder von E. M. Arndt oder Schenkendorf und kehrten nun als gereifte, ernste Menschen zurück, die bewiesen hatten, daß man auch ohne und über den Bier- und Paukkomment hinweg Mut haben und Mut zeigen könne, und die sich um der Menschheit große Gegenstände, neben der Wissenschaft auch um Vaterland und Freiheit kümmern wollten. Die Gründung der deutschen Burschenschaft, diese größte und stolzeste Tat des deutschen Studenten, ist zugleich Gründung und Schöpfung einer neudeutschen Studentenschaft, wie wir sie in einer späteren Vorlesung kennen und verstehen lernen werden.

Aber nicht nur die Studenten, auch die Professoren wurden einer bösen Reaktion gegenüber die Vorkämpfer des deutschen Einheits- und Freiheitsgedankens, die Pfleger und Träger der nationalen Gesinnung und der nationalen Bestrebungen. Auch in diesem Gegensatz spiegelt sich das Aufeinanderprallen staatlicher Macht und von den Universitäten getragener liberaler Weltanschauung im engeren wie im weiteren Sinne dieses Wortes wider. Als aber die Göttinger Sieben im Jahre 1837 gegen die Aufhebung der hannöverischen Verfassung protestierten und sich lieber absetzen als zum Huldigungsrevers zwingen ließen, weil sie mit Eiden kein leichtfertiges Spiel getrieben wissen wollten, da gewannen sich die Universitäten auch politisch das volle Vertrauen des deutschen Volkes, wie es dann bei den Wahlen zur Frankfurter Nationalversammlung an den Tag gekommen ist. Dieses war wirklich ein rechtes „Professorenparlament" mit dem ganzen Doktrinarismus, aber auch mit dem ganzen hohen und stolzen Idealismus eines solchen. Im neuen Reich haben die Universitätsprofessoren aufgehört, die politischen Führer zu sein, obgleich es nach wie vor an politisierenden Professoren und professoralen Parlamentariern nicht fehlt. Doch zeigt die Überschrift über dem Kollegiengebäude der jüngsten deutschen Universität in Straß-

burg: Litteris et Patriae (Der Wissenschaft und dem Vaterland!), daß der enge Zusammenhang zwischen Universität und nationalem Gedanken nach wie vor besteht und auch von dem großen Realisten Bismarck in seiner werbenden Kraft für diesen anerkannt worden ist.

Wie eng der Zusammenhang der deutschen Hochschulen mit den Strömungen der Zeit überhaupt ist, das beweist endlich auch noch das Eindringen sozialer Ideen, Gefühle und Stimmungen — einerseits in die Wissenschaft selber, die als Katheder-sozialismus uns Gebildeten die Angst vor der Sozialdemokratie genommen und uns den Mut zur Sozialpolitik gegeben hat; und andererseits als das Bewußtsein von der Pflicht der Universitäten, auch ihrerseits an der Volksbildung im spezifischen Sinne dieses Wortes mitzuarbeiten und ihre Tore auch anderen als Akademikern weit aufzutun, ihre Arbeit ins Weite, Breite und Populäre auszudehnen.

Welche Veränderungen und Wandlungen im Arbeitsbetrieb der Universitäten in den letzten hundert Jahren durch den Aufschwung der Naturwissenschaften und der Medizin namentlich vorgegangen sind, davon werden wir in der fünften Vorlesung hören. Hier in diesem historischen Abschnitt sei nur noch auf zweierlei hingewiesen: auf die Gleichstellung der technischen Hochschulen mit den alten Universitäten, die anläßlich der Hundertjahrfeier der technischen Hochschule in Charlottenburg im Oktober 1899 proklamiert worden ist; und auf die eben jetzt beginnende Gründung zahlreicher Forschungsinstitute mit den Mitteln der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, die jedenfalls teilweise außer Zusammenhang stehen sollen mit den Universitäten und ihrer Aufgabe als Lehranstalten. Beides führt zu neuen Problemen: das erste zu der Frage nach dem Verhältnis von Wissenschaft und Praxis, das zweite zu der Frage nach dem Verhältnis von Forschung und Lehre. Das sind Universitätsprobleme der Gegenwart, wie sie, in dieser Form jedenfalls, in der Vergangenheit noch nicht dagewesen sind. Mit ihnen sind wir daher über die Geschichte hinweg in die Gegenwart hereingekommen; und damit stehen wir vor unserem ersten Thema, der Frage nach Aufgabe und Zweck der Universitäten.

II. Aufgabe und Zweck der Universitäten.

Die mittelalterliche Wissenschaft ist Scholastik, Schulwissenschaft gewesen, und so waren auch die mittelalterlichen Universitäten Schulen, höhere und höchste Schulen, Hochschulen, und ihre Professoren Hochschullehrer. Das sind sie auch heute noch; aber sie sind das nicht allein, sondern sind daneben noch etwas anderes und etwas mehr. Seit Beginn der Neuzeit ist die Wissenschaft, wie es der Engländer Bacon programmatisch ausgedrückt hat, ars inveniendi (die Kunst zu erfinden); sie sucht Neues, Eigenes, ist produktiv, nicht mehr bloß reproduktiv und traditionell. Und so haben auch die modernen Universitäten nicht bloß Wissenschaft zu lehren und reproduktiv weiterzugeben, sondern auch Wissenschaft zu treiben und zu fördern, zu produzieren und zu schaffen. Ihre Professoren sind nicht nur Lehrer, sondern auch Gelehrte, Männer der Wissenschaft, wissenschaftlich selbständige Arbeiter und Forscher auf eigene Faust. Diese Personalunion hat sich — seit etwa 130 Jahren — durchaus bewährt, wenn auch zuzugeben ist, daß nicht alle Professoren beides in gleichem Maße sind: die einen sind mehr Forscher und Gelehrte, die andern mehr Lehrer und Dozenten. Aber einigermaßen müssen doch alle beides sein; nur so wird vermieden, daß der Forscher auf den herabsieht, der nur Lehrer ist, und der gefeierte Dozent herabsieht auf den, der ohne Lehrerfolg in der Stille für sich oder mit wenigen Schülern wissenschaftlich arbeitet. Gewiß seufzen manche erfolgreiche Forscher und große Gelehrte unter der Pflicht, Vorlesungen und Seminar zu halten, sehen im Semester mit seiner zerstreuenden Arbeit wirklich bloß eine unangenehme Störung und Unterbrechung der einzig nur der einheitlichen, wissenschaftlichen oder schriftstellerischen Tätigkeit gewidmeten Ferienzeit und kümmern sich so wenig als möglich um Kollegen und Studenten und um die ganze universitas magistrorum et scholarium, während andere im Lehren und Unterrichten, im Zusammenarbeiten und Zusammenleben mit den Studenten, und einzelne vielleicht auch in den Geschäften der Fakultäts- und Universitätsverwaltung ihre Hauptaufgabe und das sie am meisten Befriedigende und Beglückende ihres Berufes sehen.

Nun hat es freilich auch bisher schon besondere Forschungsinstitute gegeben; aber das waren vereinzelte Ausnahmen, die die

Regel des Zusammengehörens von Forschung und Lehre nicht aufgehoben haben. Wenn aber nun durch die Kaiserliche Botschaft beim Berliner Universitätsjubiläum von 1910 solche Institute ohne Lehrbetrieb zahlreicher werden und jene Personalunion von Forschern und Lehrern allmählich gelockert und auf immer mehr Punkten beseitigt werden sollte, so wäre das zum mindesten ein Sprung ins dunkle. Würden dadurch nicht die Hochschullehrer degradiert zu Wissenschaftlern zweiten Ranges gegenüber den ausschließlich der Forschung lebenden Vertretern der reinen Wissenschaft? die „Anstalten, die für die Ausbildung zu bestimmten wissenschaftlichen Berufen eingerichtet sind", degradiert gegenüber „den Anstalten, für welche die schöpferische Erweiterung der Wissenschaft die eigentliche Hauptaufgabe ist"? Es wäre zwar noch nicht so ohne weiteres „der Tod der Universitäten"; denn ganz ließe es sich ja doch nicht durchführen, ganz so einfach „die Stätten der Forschung doch nicht künstlich und mechanisch von ihnen isolieren". Allein eine Minderwertigkeit des Universitätsunterrichts würde davon mit der Zeit doch wohl die Folge sein, wenn dieser wieder wie im Mittelalter nur Fremdes weiterzugeben hätte, nur Schule und Schulbetrieb würde. Und wie eine Teilung der Aufgabe vorgenommen werden sollte, etwa in der neuerdings vorgeschlagenen Weise, daß „die Hochschule von der eigentlichen wissenschaftlichen und technischen Forschung befreit und ihr nur der Teil der Forscherarbeit gelassen würde, der hochschulpädagogischer Arbeit dienstbar gemacht werden kann", das ist vollends nicht abzusehen. In der richtigen Hand läßt sich alle Forscherarbeit der hochschulpädagogischen Arbeit dienstbar machen. Und auch hierbei käme es rasch zu einem bedeutungslosen Arbeiten am Phantom, dem der Ernst der Wissenschaft fehlte und das dann notwendig zur Degradation der bloß rezeptiv und pädagogisch tradierenden Hochschulen führen müßte.

Allein das ist nur die eine Seite. Die andere Gefahr wäre die, daß diese Forschungsinstitute, von Lehre und Mitteilung, vom Kontakt mit der studierenden Jugend und von der kontrollierenden Kritik der Fakultätsgenossen abgeschnürt, noch ganz anders als gewisse Zweige der Universitätswissenschaft „der fortschreitenden Spezialisierung" erliegen und einem wirklich öden und unfruchtbaren Spezialistentum anheimfallen würden. Und auch das wäre denkbar, daß diese Forschungsinstitute entweder von Anfang an in die unrechten Hände kommen oder dadurch zu einer Art von Sine-

kuren werden, daß sich die Jüngeren alsbald wieder von ihnen wegsehnen auf die Universitäten, wo sie durch Berührung mit der Jugend selber jung und frisch bleiben, und nur die Älteren auf diesen Ruheposten ausharren und dann natürlich rasch weiter veralten und verknöchern. So würden diese Institute gegen die ursprüngliche Absicht erst recht unproduktiv werden, und der eigentliche Fortschritt der Wissenschaft müßte nach wie vor von den Universitäten geleistet werden.

Darum bleiben wir dabei: die Vereinigung von Forschungsinstituten und Universitäten, wie sie Wilhelm v. Humboldt bei der Gründung der Berliner Hochschule gedacht und vollzogen hat, hat sich seit hundert Jahren durchaus bewährt; sie hat das Ansehen der Universitäten gehoben, ihren Unterricht befruchtet und den Fortschritt der Forschung nicht aufgehalten, sondern im Gegenteil beflügelt und durch wissenschaftliche Fundamentierung gesichert und gestützt, weil die Universitäten als überindividuelle Arbeitsgemeinschaften dem überindividuellen Wesen der Wissenschaft am besten entsprechen. Deswegen haben wir keinen Grund zu scheiden und zu trennen, was der Gang der geschichtlichen Entwickelung zusammengefügt hat, und wollen hoffen, daß es sich bei diesen Neuschöpfungen nach wie vor um Ausnahmen, wirklich nur um einen „reicheren und höheren Ausbau" der regelmäßig den Universitäten verbleibenden Aufgaben handelt. In diesem Sinne wünschen wir diesen neuen Instituten alles mögliche Gute. Vom Universitätsstandpunkt aus aber sind sie nicht bloß „verheißungsvolle Anfänge", sondern auch Gegenstand ernster Sorgen. Es sind ja einstweilen erst Zukunftssorgen; aber man tut doch gut, der Gefahr beizeiten mutig ins Gesicht zu sehen, damit wir uns nicht plötzlich überraschen lassen, wenn das einstweilen nur Mögliche verwirklicht werden sollte und wollte. Verhindert ist übrigens, wie gesagt, auch bisher schon niemand, mehr Forscher als Lehrer zu sein. Im allgemeinen aber halten wir daran fest, daß das Beides-Zugleichsein nicht eine Hemmung, sondern eine Förderung des wissenschaftlichen Leistens und Arbeitens und das beste Hilfsmittel des erfolgreichen Lehrens und Lernens ist.

Denn es handelt sich bei dieser Frage gar nicht in erster Linie um uns Professoren und um das, was wir können und was wir mögen, nicht um eine Personalunion, sondern um die Studenten und um die Sache. Wozu sind denn die Universitäten da? Um lehrend und forschend Wissenschaft zu treiben, gewiß. Aber wie der Mensch

nach einem feinen Wort Jesu nicht um des Sabbats willen da ist, sondern der Sabbat um des Menschen willen, so ist es auch mit der Wissenschaft. Auch sie dient dem Leben, soll ihm und will ihm dienen. So wie sie auf den Universitäten getrieben wird, dient sie dem Leben dadurch, daß sie dem Staat seine Beamten, der Kirche ihre Geistlichen, den höheren Schulen ihre Lehrer und der Gesellschaft ihre Ärzte heranbildet. Damit ist im Wesen unserer Universitäten ein gewisser Utraquismus und Dualismus, auf den ersten Blick geradezu ein Zwiespältiges gesetzt und gegeben. Auf der Universität soll einerseits wissenschaftliche Arbeit geleistet, Wissenschaft getrieben und gefördert und auf der anderen Seite sollen auf ihr junge Menschen ausgebildet und für bestimmte Berufe vorbereitet und erzogen werden. Es ist die „Spannung zwischen dem reinen Wissenschaftsstreben und der Vorbereitung auf Staatsberufe", wie sie am Schluß des akademischen Studiums in der Zweiheit der Doktorprüfung und des Staatsexamens auch sinnfällig zum Ausdruck kommt. Und wollte man den Gegensatz zwischen Wissenschaft und Beruf etwa dadurch beseitigen, daß man die Universitäten als „Baumschulen" auffaßte „für den Nachwuchs akademischer Forscher und Lehrer", so hieße das den Dualismus einfach in die Studentenschaft hineinverlegen und den Zweck des Ganzen nach einer verschwindenden Minderheit bestimmen. Ihrer überwiegenden Mehrzahl nach werden unsere Studenten nicht Privatdozenten und Hochschullehrer, sondern Beamte, Geistliche, Oberlehrer und Ärzte; diese bilden nicht etwa nur das Anhängsel und den Ballast für jene, sondern sind als das Gros geradezu die, um die es sich vor allem handelt. Unser steuerzahlendes Volk würde es sich ernstlich verbitten, wenn die teueren Universitäten nur Inzucht treiben und immer wieder nur Forscher und Gelehrte oder günstigstenfalls Hochschullehrer ausbilden wollten.

Aber wenn wir in dem Zweck unserer Hochschulen die Erziehung zum Beruf voranstellen, so droht eine andere Gefahr: daß aus unseren Universitäten und unseren Fakultäten reine Fachschulen werden, die den Beruf und die Praxis im Auge haben und dagegen den wissenschaftlichen Charakter zurücktreten lassen und schließlich ganz abstreifen. Namentlich die medizinischen Fakultäten scheinen dieser Gefahr ausgesetzt zu sein. Schon die räumliche Trennung ihrer Kliniken von der universitas literarum, wie sie bei der Neugründung in Straßburg leider nicht vermieden worden ist und auch hier in Frankfurt von vornherein als Kalamität empfunden wird und

in Kauf genommen werden muß, wirkt darauf hin und führt dazu. Und der Staat begünstigt seinerseits noch — bewußt oder unbewußt — diese Einseitigkeit: er will von der Universität nur brauchbare Beamte bekommen, keine „weltfremden" Gelehrten. So kann man sagen: das französische Fakultéwesen einerseits, der amerikanische Utilitarismus andererseits seien die Klippen, zu denen auch wir hingedrängt werden. Aber Universitäten im deutschen Sinne wären das dann nicht mehr. Bei uns ist man sich seit Wilhelm v. Humboldt des engen Zusammenhangs aller Wissenschaften, des modernen Begriffs der universitas literarum stets bewußt und eingedenk geblieben; und speziell die deutsche Philosophie — nicht bloß als Fachwissenschaft und einzelne Disziplin, sondern als philosophischer Geist und philosophisches Bewußtsein überhaupt hält diesen Zusammenhang ständig aufrecht, indem sie einerseits noch immer allen anderen Wissenschaften gewisse Grundlagen und Grundvoraussetzungen ihrer Methoden bearbeitet und kritisch reinigt, und andererseits auf Grund der wissenschaftlichen Ergebnisse aller anderen Disziplinen eine einheitliche und zusammenfassende Weltanschauung zu gewinnen und zu geben versucht. Daß dazu „besondere Lehrstühle für systematische Kulturwissenschaft oder Soziologie" notwendig oder auch nur vor allem förderlich wären, kann ich nicht zugeben. Bei uns protestiert schon der ganze Geist des deutschen Beamtentums, die Geistlichen und Ärzte mit eingeschlossen, gegen alles „Fachsimpeln" und Banausentum. Wir wollen keine bloßen Routiniers, und wir haben sie gottlob nicht. Daher beginnt man die Laufbahn des Arztes nicht als Heilgehilfe, die des Geistlichen nicht als Pfarrgehilfe, die des Oberlehrers nicht als Schulgehilfe und die des Beamten nicht als Advokatenschreiber oder Notariatsgehilfe, beginnt mit dem Studium seiner Fachwissenschaft und nicht mit Drill und Routine, sondern mit Theorie und wissenschaftlicher Arbeit. Auch der künftige Praktiker soll einmal in dieser Höhenluft, in dieser strengen wissenschaftlichen Atmosphäre geatmet und gelebt haben, einmal eingetaucht sein in den freien und in den problematischen Geist der Wissenschaft, dem alles zum Problem wird, ehe er in den ausgefahrenen Gleisen der Routine alles als selbstverständlich und als feststehend anzusehen sich gewöhnt. Dadurch entsteht vielleicht auf einen kurzen Augenblick eine gewisse Weltfremdheit, wie sie heute unseren Richtern vorzuwerfen fast schon zur Modesache geworden ist. Aber das Heilmittel dagegen liegt ja alsbald draußen jenseits

der Universität in einer besseren und rationelleren Einführung des jungen Mannes in die Praxis seines Berufs, und teilweise noch vorher auch schon in der richtigen Gestaltung des Verhältnisses von Universitätsunterricht und Universitätsstudium zu den künftigen Aufgaben des Berufs und zu der Praxis des Fachs, wovon später zu reden sein wird. Vielleicht ist aber der wahre Schaden vielmehr darin zu suchen, daß so viele gerade auch in unseren leitenden Kreisen auf der Hochschule von der Wissenschaft sich zu wenig haben erfüllen oder auch nur berühren lassen, zu wenig studiert und gelernt und sich allzu bequem und oberflächlich mit dem Einpauker und Repetitor begnügt haben. So sind sie dann freilich weltfremd geworden, weil sie ihrer Wissenschaft fremd geblieben und auf keinem Punkte tiefer *in die Sache* eingedrungen und in ihr heimisch geworden sind.

Angesichts dessen bleiben wir dabei, daß unsere Hochschulen keine einseitigen und ausschließlichen Forschungsinstitute sind und ihre Aufgabe nicht darin besteht, nur wieder Hochschullehrer zu züchten, sondern daß es sich in erster Linie doch um die Erziehung und Ausbildung von Ärzten, Geistlichen, Oberlehrern und Beamten handelt; daß es aber gerade dabei ohne die Wissenschaft, ohne ernstliche wissenschaftliche Arbeit und ohne die Einführung in ihre Forschungs- und Arbeitsmethoden doch nicht geht. Die deutsche Universität *erzieht* vielmehr *durch Wissenschaft zum Beruf*. Damit überwindet sie den scheinbaren Dualismus von Forschung und Lehre, von wissenschaftlicher und beruflicher Ausbildung; so allein dient sie literis et patriae, der Wissenschaft und dem Leben zugleich.

Daß freilich ein irrationaler und unüberwundener Rest von diesem Dualismus zurückbleibt, das wird uns bei der Besprechung des akademischen Unterrichtsbetriebes doch gelegentlich als Schwierigkeit und Problem entgegentreten. Und wie die Gefährdung der Lehrfreiheit, zu deren Besprechung wir nun übergehen, mit diesem Interesse des Staates an der Ausbildung seiner Beamten durch die Universitäten zusammenhängt, das liegt auf der Hand und wird uns alsbald wieder als das Problem der Probleme zum Bewußtsein gebracht werden.

III. Der Professor und die Lehrfreiheit.

Vielleicht erwarten Sie zunächst eine Psychologie des deutschen Professors. Allein, ob das notwendig ist, da Sie ihn ja hier in Frankfurt in wenigen Jahren selbst erleben sollen und dann zusehen können, ob das Bild, das die Fliegenden Blätter und witzige Feuilletonisten von ihm zu entwerfen pflegen: wie er überall seinen Regenschirm vergißt oder über die Wand des Automobils weg in dieses hineinklettert, weil er die Türe nicht sieht, oder die Leutnants um ihres Tanzenkönnens willen verachtet — ob dieses Bild auf uns moderne Professoren zutrifft? Vielleicht würden Sie mir als Partei doch nicht glauben, wenn ich sagte, daß ich noch nie einen Regenschirm in der elektrischen Straßenbahn habe stehen lassen, in ihr aber schon mehr als einmal einer praktischen Hausfrau oder einer spottlustigen jungen Dame zur Wiedererlangung ihres vergessenen Handtäschchens verholfen habe. Und Ihnen unsere wirklichen Schwächen, von denen die Witzblätter nichts zu wissen und nichts zu ahnen scheinen, weil sie etwas mehr in der Tiefe liegen, zu verraten und sie hier auszuplaudern, dazu fühle ich mich weder berufen noch berechtigt. Auch haben wir weit Notwendigeres zu tun.

Die moderne Universität steht und fällt mit dem Begriff der akademischen Freiheit. Wir müssen also fragen, was unter ihr zu verstehen ist und was es mit ihr auf sich hat, zumal da offiziöse Federn gerne über sie spotten und ein Kommissär der preußischen Unterrichtsverwaltung am 21. Januar 1905 den Studenten in Hannover geradezu erklärt hat: „Das ist ein Begriff, den wir gar nicht kennen und den Sie sich erst selbst gebildet haben". Bilden wir ihn uns also selber! Dabei werden wir aber unterscheiden, sogar ein Dreifaches unterscheiden müssen: die Lehrfreiheit, die Lernfreiheit und die Lebensfreiheit. Die erste ist die Freiheit der Professoren, die zweite und dritte die der Studenten. Von jener soll heute, von den beiden anderen das nächste Mal gesprochen werden.

Über die Lehrfreiheit wäre es leicht, große Worte zu machen und in hohen Tönen pathetisch von ihr zu reden. Ich möchte lieber im

Sinne meines in diesen Tagen [1]) zu feiernden Landsmanns Uhland über sie sprechen:

Der Dienst der Freiheit ist ein schwerer Dienst;

es macht sich besser und trifft wohl auch eher das Richtige.

Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei —: in wessen Interesse und zu wessen Gunsten ist dieser Grundsatz erkämpft und gesetzlich fixiert worden? Etwa im Interesse von uns Professoren, daß wir aus einem gewissen Freiheitsdünkel und Freiheitskitzel heraus das Recht haben sollen, zu sagen und zu schreiben, was wir mögen und wollen? oder im Interesse unserer Bequemlichkeit? als ob es nicht viel bequemer und viel sicherer für uns wäre, wie im Mittelalter auf den gebahnten Wegen und in den ausgefahrenen Gleisen der Tradition einherzugehen. Die größte Versuchung, die an den deutschen Professor herantritt und herantreten kann, ist geradezu die: auch einmal nicht zu sagen, was er für wahr hält, und mit seinen besten und kühnsten Gedanken zaghaft zurückzuhalten. Aber

wer die Wahrheit kennet und saget sie nicht,
Der bleibt fürwahr ein erbärmlicher Wicht —:

so singen uns schon unsere Studenten ins Ohr. Denn in ihrem Interesse liegt es in erster Linie, und ihnen gegenüber haben wir die erste Pflicht, daß wir die Wahrheit sagen, wie wir sie sehen, erkennen und verstehen. Wir sind Professoren, keine Geheimen Räte, sollen es wenigstens nicht sein; Professor aber ist, qui profitetur, wer sich offen zu dem bekennt, was er für wahr und für richtig hält.[2]) Ertappen uns unsere Studenten einmal auf Unwahrhaftigkeit und feiger Zurückhaltung, so ist es um Respekt, Achtung und Vertrauen geschehen; sie glauben uns dann überhaupt nicht mehr. Und nicht bloß, wenn wir die Unwahrheit wirklich sagen, sondern schon dann, wenn sie wissen, daß wir die Wahrheit nicht sagen dürfen oder Grund haben, uns davor zu fürchten und aus äußeren, weltlichen Rücksichten Vorsicht zu üben, erleidet ihr Glaube an uns einen Stoß. So beruht unsere Wirksam-

1) Am 13. November 1912 feierte man den 50jährigen Todestag des im Jahr 1862 gestorbenen Dichters. Der Vortrag fand am 12. November statt.

2) Mit der deutschen Sitte, Zeitungsartikel anonym erscheinen zu lassen, hat das natürlich gar nichts zu tun. Es wäre geradezu aufdringlich, hier jedesmal mit seinem Namen hervorzutreten, solange nun einmal die Anonymität bei uns die Regel ist.

keit und das dafür nötige Vertrauensverhältnis zwischen Lehrern und Schülern, Dozenten und Hörern ganz ausdrücklich auf diesem Grundsatz.

Daß es fürs zweite im Interesse der Wissenschaft selbst, ihres Fortschreitens und ihrer Förderung liegt, daß die Wahrheit auf den Kathedern frei herausgesagt werde, das bedarf keines Wortes. Wohl aber muß darauf hingewiesen werden, daß auch Volk und Staat im ganzen daran beteiligt sind und die Wahrheit auch in ihrem Interesse gefordert und gewährleistet sein muß. Es muß einen Ort geben, wo die Wahrheit ungescheut gesagt werden darf und zu dem das Volk das Vertrauen hat, daß sie da, ob sie gefällt oder nicht gefällt, dem Sagenden schadet oder nützt, auch wirklich gesagt wird. Die Kirche dessen, der gelehrt hat: „Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten," hat dieses Vertrauen nicht, jedenfalls nicht mehr; sie hat auch tatsächlich nicht dazu beigetragen, den Geist der Wahrhaftigkeit in unserem öffentlichen Leben großzuziehen und zu mehren; vielmehr ist gerade durch sie, je mehr sie zur Macht kam, so viel Heuchelei und Opferung des Intellekts in unsere Welt gekommen, daß für das professionelle Wahrheitsuchen und Wahrheitsagen eine andere Stelle geschaffen werden mußte. Und das eben sind die Universitäten. Sie sind heute so etwas wie das Gewissen des Volkes und müssen daher wie das Gewissen in uns das Recht haben, auch ungebeten und unerwünscht und unbequem frei zu reden und freimütig die Wahrheit zu bekennen. Und auch der Staat braucht die freimütige Kritik und das unbestochene Urteil von Sachkundigen und Sachverständigen, die unabhängig und unbekümmert um Gunst oder Mißgunst ihre Stimme erheben und sich nicht fürchten vor oben, aber auch, was heute viel notwendiger und tapferer, weil viel gefährlicher ist, sich nicht fürchten vor unten, vor der Mißgunst des Volkes und vor dem Tadel der Presse. Der Theologe darf sich nicht scheuen, einer sozialdemokratischen Volksversammlung oder einer konservativen Kirchenzeitung, der Nationalökonom sich nicht scheuen, demokratischen oder scharfmacherischen Blättern gründlich zu mißfallen, der Philosoph sich nicht fürchten, am Glauben der Kirchenlehre Kritik zu üben und der „guten" Gesellschaft mit ihrem Moralkodex Heuchelei nachzuweisen. Denn nur durch eine solche furchtlose und unbestechliche Kritik kommen die Reformen, ohne die kein Fortschritt im Staat und Völkerleben, in Glauben und Sitte möglich ist. Die Wahrheit

wird euch freimachen: deswegen fordern wir Freiheit für die Stimme der Wahrheit und der die Wahrheit suchenden und die Wahrheit lehrenden Wissenschaft.

Aber diese schrankenlose Freiheit, die wir für uns Professoren in Anspruch nehmen, hat auch ihre gefährlichen Seiten und wird darum auch immer wieder angefochten und in Frage gestellt. Professor ist, qui suam sententiam profitetur, d. h. wer — neben dem vielen in der Wissenschaft allgemein Anerkannten — auch die Ergebnisse seiner Forschung und Forschungsmethode, seine eigenen Gedanken und seine persönliche Weltanschauung vor den empfänglichen Ohren einer leicht zu entzündenden und zu gewinnenden Jugend verkündigt und ausbreitet. Wer garantiert, daß diese Ergebnisse haltbar und richtig, diese Gedanken wirklich wahr, diese Hypothesen wirklich wertvoll und die Form, die ihnen der Professor gibt, die angemessene und richtige ist? Der Professor kann irren, kann Falsches künden, und es ist tatsächlich schon viel Irriges vom Katheder herab verkündigt worden, wir alle haben uns schon geirrt, haben mehr oder weniger viel Falsches gesagt. Das gab es im Mittelalter nicht; da stand ja die Wahrheit inhaltlich zum voraus fest, sie war gegeben und als gegebene zu beweisen, sie war vorausgesetzt und als vorausgesetzte auch unanfechtbar. Dagegen ist unsere moderne Wissenschaft voraussetzungslos oder erhebt doch den Anspruch, es zu sein. Über diesen Begriff der „Voraussetzungslosigkeit" hat man freilich gespottet und erklärt, eine absolut voraussetzungslose Wissenschaft gebe es nicht. Und es ist wahr, die ganze bisherige Geschichte der Wissenschaft ist für ihren heutigen Stand und Zustand und damit für jeden heute arbeitenden Forscher Voraussetzung, jeder nimmt tatsächlich vieles in seiner und vollends in einer Nachbarwissenschaft auf Treu und Glauben hin an, jeder steckt somit im einzelnen voll von Voraussetzungen. Kant z. B. hat die ganze mathematische Naturwissenschaft seiner Zeit einfach vorausgesetzt und sie nur als Wissenschaft durch sein a priori zu erklären und zu fundamentieren gesucht. So ist die Voraussetzungslosigkeit keine Tatsache, sondern sie ist ein Grundsatz, eine Aufgabe und Forderung, eine Pflicht und ein Recht, sie ist der kategorische Imperativ aller echten Wissenschaft und aller freien Forschung. Jede Voraussetzung kann falsch sein; daher müssen wir das Recht haben, jede zu bezweifeln und zu prüfen und, wo sich uns Gründe zum Zweifeln ergeben, haben wir die Pflicht, die Prüfung weiterzuführen und das bisher Vorausgesetzte, wenn die

Gründe dagegen sich verstärken sollten, fallen zu lassen, es entschlossen und rücksichtslos über Bord zu werfen. So sind wir an keine Voraussetzung gebunden und dürfen uns an keine binden lassen, wir sind jeder gegenüber frei und müssen bereit sein, in jeder nur eine vorläufige Annahme zu sehen und sie als solche zu behandeln.

Damit ist freilich unsere Wissenschaft und unser modernes Leben hineingezogen in den Wirbel eines subjektiven Fürwahrhaltens und eines ewigen Irrenkönnens. Das erscheint vielen schlimm und unerträglich, weil es ein Unbequemes und ein Gefährliches ist. Aber gegen diesen Subjektivismus gibt es doch auch Sicherungen, so etwas wie Anker für das auf dem Meer des Zweifels umhertreibende Boot des deutschen Professors. Einmal — dem subjektiven Irrenkönnen steht das subjektive Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber. Verantwortlich fühlen wir uns sachlich vor der Wahrheit und für die Wahrheit selbst: darin besteht die Gewissenhaftigkeit des Forschers. Und verantwortlich fühlen wir uns vor unseren Hörern als Lehrer. Gewiß gibt es, wie unter den Künstlern oder den Geistlichen, so auch unter den Professoren gewissenlose und frivole Gesellen; aber es sind hier wie dort Ausnahmen und sie sind selten. Im allgemeinen ist sich der deutsche Professor als Forscher und als Lehrer seiner hohen Verantwortlichkeit und seiner Pflicht bewußt, nichts Unbegründetes vorzutragen, auf dem Katheder kein unnütz Wort aus seinem Munde gehen zu lassen und vielmehr so zu reden, wie es dem Notzwang der Tatsachen und den Geboten der Logik, der Würde der Wissenschaft und der Achtung vor seinen Studenten entspricht. Man kann auf dem Katheder alles sagen; aber man soll es so sagen, daß die Hörer das Ethos wie das Pathos einer verantwortlichen Persönlichkeit dahinter stehen sehen, und daß ihnen auch durch die Form und den Ton der Rede kein Ärgernis gegeben wird. Frivole Späße über ernsthafte Dinge gehören nicht auf den Katheder.

Neben diesem subjektiven Schutzmittel eines ernsten und strengen Verantwortlichkeitsbewußtseins steht aber auch ein objektives: das Erforschen der Wahrheit ist nicht Sache eines einzelnen, sondern ein kollektives und soziales Tun, ein Zusammenarbeiten, bei dem der eine den andern kontrolliert und korrigiert. Sie alle wissen, wie das — mündlich und schriftlich — oft recht unsanft geschieht. Jene heftigen Gelehrtenfehden, die sich nach außen hin oft so übel ausnehmen, sind doch nicht nur der Ausfluß eines be-

sonders gesteigerten Selbstgefühls und eines eiteln, rechthaberischen Wesens, sie sind auch wertvoll als Zeichen eines leidenschaftlichen Eifers für und Eiferns um die Wahrheit, einer wachsam kontrollierenden Einschränkung der allzu schrankenlos und souverän sich gebärdenden Subjektivität.

Endlich gilt, wie in der Geschichte überhaupt, so auch in der Wissenschaft der große Grundsatz, daß letztlich doch nur der Erfolg entscheidet über Wert oder Unwert einer Sache. Der Irrtum trägt den Keim der Vergänglichkeit und Kurzlebigkeit in sich und wird daher immer wieder aufgedeckt und überwunden. Er ist wie das Böse das Schwächere in der Welt, die Wahrheit ist wie das Gute, das Starke und das Sieghafte. Das ist der Optimismus der an sich selbst glaubenden Wissenschaft und Wahrheit. Wohl können ganze Generationen und ganze Zeitalter im Irrtum unterrichtet und erhalten werden; aber schließlich korrigiert sich dieser doch; für die Entwickelung der Wissenschaft im ganzen ist er immer nur eine Episode, eine vorübergehende Erscheinung, ein nach kurzer Zeit wieder verschwindendes Moment. Das ist die Vernunft in der Geschichte.

Allein nicht an diese von innen heraus wachsenden Gefahren und Gefährdungen der freien Wissenschaft und an ihre ebenso in der Sache selbst zu suchenden und zu findenden Schutzmittel denken wir zuerst, wenn wir von einer Beschränkung der Lehrfreiheit und von Angriffen auf sie reden, sondern an ihre Gefährdung und Bedrohung von außen her. Die Universität erzieht dem Staat seine Beamten, der Kirche ihre Geistlichen: da wünschen diese beiden Mächte natürlich, daß in ihrem Sinn erzogen, gebildet und gelehrt werde, und suchen die Wissenschaft und ihre Lehre in ihrem Sinn zu beeinflussen.

Beginnen wir mit der Kirche, so werden die von ihrer Seite her drohende Einflußnahme natürlich in erster Linie die theologischen, und mit besonderer Heftigkeit die katholisch-theologischen Fakultäten zu spüren haben. Es klingt zuweilen so, und namentlich in der liberalen Presse wird es oft so hingestellt, als seien diese kirchlichen Angriffe auf die Lehrfreiheit ein Ausfluß „ultramontaner" Bosheit und Willkür, priesterlicher Herrschsucht und kirchlichen Machthungers, und es offenbare sich in ihnen eine ganz unmotivierte Intoleranz. So ist es natürlich nicht. Die Kirche hat im Mittelalter tatsächlich die Wissenschaft und die Universitäten deswegen beherrscht und sich dienstbar gemacht, weil sie

sie aus ihrem mütterlichen Schoß hervorgebracht und sie als ihre Geschöpfe und ihr Eigentum für ihre Zwecke gestaltet und eingerichtet hat. Erst im achtzehnten Jahrhundert, in der Zeit der Aufklärung, hat sich die Wissenschaft und haben sich die Universitäten von der Kirche emanzipiert und sich — aber nur auf protestantischem Boden — jener Dienstbarkeit entzogen. Da ist es ein erklärlicher Anachronismus, daß die zäh am Alten hängende und festhaltende katholische Kirche jene alten Ansprüche aufrechtzuhalten und gerade im Gegensatz zu der sich emanzipierenden protestantischen Wissenschaft das Band nur um so fester zu knüpfen sucht. Und es hängt auch mit dem Glauben der katholischen Kirche selbst, mit ihrem Glauben an eine fertige und absolute Wahrheit und an ein unfehlbares Lehramt, das diese Wahrheit aus der Tradition heraus zu bestimmen und die Voraussetzungen für die wissenschaftliche Forschung festzusetzen habe, aufs engste zusammen. Darum ist der Gegensatz so tief und ist der Konflikt geradezu unvermeidlich und unlöslich. Er ist nur ein Spezialfall des ebenso unvermeidlichen und ebenso unlöslichen Gegensatzes und Kampfes zwischen Glauben und Wissen. Und so hat denn auch die katholische Kirche jenen Anspruch auf Beherrschung ihrer Theologen und ihrer Fakultäten siegreich behauptet und durchgesetzt. In der Konvention, betreffend die Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät an der Kaiser-Wilhelms-Universität zu Straßburg vom 5. Dezember 1902 ist das am schärfsten zum Ausdruck gekommen, wenn der Artikel 5 bestimmt: „Wird durch die kirchliche Behörde der Nachweis erbracht, daß ein Professor wegen mangelnder Rechtgläubigkeit oder wegen gröblicher Verstöße gegen die Erfordernisse priesterlichen Wandels zur weiteren Ausübung seines Lehramts als unfähig anzusehen ist, so wird die Regierung für einen alsbaldigen Ersatz sorgen und die erforderlichen Maßnahmen ergreifen, daß seine Beteiligung an den Geschäften der Fakultät aufhört." Aber auch ganz direkt kann der Bischof in den Unterrichtsbetrieb der theologischen Fakultäten eingreifen, indem er den Theologiestudierenden, noch ehe der Staat seine „Pflicht" tut, den Besuch der Vorlesungen bei einem verdächtig gewordenen Professor untersagt.

Das war schon immer so. Da kam das Motuproprio des Papstes Pius X. vom 1. September 1910. In diesem wird wie von allen Geistlichen, so auch von den Professoren und Dozenten der katholischen Theologie an den Universitäten ein Eid gegen den

„Modernismus", die philosophisch und historisch freiere Richtung in der Theologie, verlangt, der folgenden, auch hier nicht zu übergehenden Wortlaut[1]) hat:

Ich nehme an und halte fest für wahr alles und jedes, was von dem unfehlbaren Lehramt der Kirche definiert, behauptet und erklärt worden ist, insbesondere jene Lehrpunkte, die den Irrtümern unserer Zeit direkt entgegengesetzt sind. Und zwar bekenne ich erstens, daß Gott, der Urgrund und das Endziel aller Dinge, mit dem natürlichen Lichte der Vernunft durch „das, was gemacht ist", d. h. durch die sichtbaren Werke der Schöpfung, wie die Ursache durch ihre Wirkungen, sicher erkannt, ja auch bewiesen werden kann. Zweitens: Die äußeren Erkenntnisgründe der Offenbarung, d. h. die göttlichen Taten, vor allem Wunder und Weissagungen, erkenne ich als vollkommen sichere Zeichen des göttlichen Ursprungs der christlichen Religion an und glaube, daß sie dem Denken aller Zeiten und Menschen, auch der heutigen, höchst angemessen sind. Drittens: Mit festem Glauben nehme ich auch an, daß die Kirche, die Hüterin und Lehrerin des geoffenbarten Wortes, durch den wirklichen, geschichtlichen Christus, während er unter uns lebte, in nächster und unmittelbarer Weise gestiftet und auf Petrus als das Haupt der apostolischen Hierarchie und seine Nachfolger bis zum Ende der Zeiten aufgebaut worden ist. Viertens: Daß die Lehre des Glaubens von den Aposteln durch die rechtgläubigen Väter stets in demselben Sinne und Gedanken bis auf uns überliefert worden ist, nehme ich aufrichtig an. Daher weise ich entschieden zurück den häretischen Wahn einer Entwicklung der Dogmen, derzufolge letztere von der einen Bedeutung zur anderen, und zwar zu einer dem früheren kirchlichen Lehrbegriff entgegengesetzten übergehen; ebenso verurteile ich jeglichen Irrtum, der an die Stelle des göttlichen Glaubensschatzes, wie ihn die Braut Christi zur treuen Hut empfangen hat, eine philosophische Erfindung oder eine Schöpfung des menschlichen Bewußtseins setzt, das sich durch die Bemühung der Menschen nach und nach herausgebildet habe und sich noch weiterhin in unbestimmtem Fortschreiten vervollkommne. Fünftens: Mit aller Bestimmtheit halte ich fest und bekenne aufrichtig, daß der Glaube nicht ein blindes religiöses Gefühl ist, das aus den verborgenen Tiefen des Unterbewußtseins unter dem Drucke des Herzens und einer Neigung des sittlich bestimmten Willens hervorbricht, sondern eine wahre Zustimmung der Vernunft zu der von außen, durch Hören empfangenen Wahrheit, wodurch wir das, was der persönliche Gott, unser Schöpfer und Herr gesagt, bezeugt und offenbart hat, wegen der Autorität des allwahrhaftigen Gottes für wahr halten.

Mit gebührender Ehrfurcht unterwerfe ich mich und schließe mich von ganzem Herzen an allen Verurteilungen, Erklärungen und Vorschriften, die in der Encyklika „Pascendi" und in dem Dekrete „Lamentabili" enthalten sind, zumal hinsichtlich der sog. Dogmengeschichte. Ich verurteile den Irrtum, daß der von der Kirche vorgestellte Glaube mit der Geschichte im Widerspruch stehen und die katholischen Dogmen, wie sie heute verstanden werden, mit den wahren Ursprüngen der christlichen

1) Nach der approbierten Übersetzung bei Mausbach, Der Eid wider den Modernismus und die theologische Wissenschaft, 1911.

Religion nicht vereinbart werden können. Ebenso verurteile und verwerfe ich die Ansicht, der christliche Gelehrte stelle gleichsam eine doppelte Persönlichkeit dar, die des Gläubigen und die des Historikers, und zwar so, daß es dem Historiker gestattet sei, das festzuhalten, was der Überzeugung des Gläubigen widerspricht, oder Vordersätze aufzustellen, aus denen die Falschheit oder Unsicherheit der Dogmen als Konsequenz folgt, mögen letztere auch nicht direkt geleugnet werden. Ich verwerfe auch diejenige Art der Beurteilung und Auslegung der Hl. Schrift, die unter Geringschätzung der kirchlichen Überlieferung, der Maßstäbe des Glaubens und der Normen des Apostolischen Stuhles den Truggebilden der Rationalisten folgt und ebenso ungebunden wie verwegen die Textkritik als die einzige und höchste Regel anerkennt. Weiter lehne ich die Aufstellung ab, der Lehrer oder Schriftsteller in der historischen Theologie müsse zuerst seine vorgefaßte Meinung von dem übernatürlichen Ursprunge der katholischen Tradition oder von dem gottverheißenen Beistande zur steten Bewahrung jeder geoffenbarten Wahrheit ablegen; er müsse alsdann die Schriften der einzelnen Kirchenväter auslegen rein nach den Grundsätzen der Wissenschaft, unter Ausschluß jeder heiligen Autorität und mit derselben Freiheit des Urteils, mit der man jedwedes weltliche Schriftdenkmal zu untersuchen pflegt. Überhaupt erkläre ich mich weit entfernt von jenem Irrtum, demzufolge die Modernisten in der kirchlichen Tradition gar kein innewohnendes Göttliches erkennen oder, was noch schlimmer ist, letzteres nur in pantheistischem Sinne zulassen; so zwar, daß nichts übrig bleibt als eine nackte und einfache Tatsache, die nicht über das gewöhnliche, geschichtliche Geschehen emporragt, die Tatsache nämlich, daß Menschen durch eigene Bemühung, Einsicht und Geisteskraft die von Christus und seinen Aposteln begonnene Glaubensgemeinschaft in den folgenden Zeitaltern fortgesetzt hätten. Vielmehr halte ich fest und werde bis zum letzten Atemzuge festhalten den Glauben der Kirchenväter über das „sichere Charisma der Wahrheit", das beständig vorhanden war, ist und sein wird in der „Apostolischen Nachfolge des Bischofsamts"; nicht so, daß man beibehalte, was nach der eigenen Bildung jedes Zeitalters einem besser und passender erscheint, sondern so, daß „niemals in anderer Weise geglaubt, niemals in anderer Weise" verstanden werde die absolute und unwandelbare, von den Aposteln von Anfang an gepredigte Wahrheit.

Ich verpflichte mich, dieses alles treu, vollständig und aufrichtig zu beobachten und unverletzt zu bewahren, auch im Lehren, Reden und Schreiben nirgends davon abzuweichen. So gelobe und schwöre ich, so wahr mir Gott helfe.

Daß dieser Eid den gegenwärtigen Professoren der deutschen Universitäten vom Papst erlassen worden ist, hat keine prinzipielle Bedeutung. Das ist geschehen in der ausdrücklich von den Fakultäten anerkannten Meinung, daß sie die in der Eidesformel zusammengefaßten Grundsätze schon in ihrer bisherigen Lehrtätigkeit vertreten haben und ihnen somit durch dieselbe keine über die alte, von ihnen stets festgehaltene katholische Glaubensregel hinausgehende Verbindlichkeit auferlegt worden sei. Die faktische Aus-

nahme, der Dispens der gegenwärtigen Professoren von dem Eid, läßt sich also nur durch die Absicht erklären, „der eigenartigen Lage und staatsrechtlichen Stellung der Fakultäten gerecht zu werden und den Kirchenfeinden jeden Anlaß zu kirchenpolitischer Agitation zu nehmen", wie Mausbach (a. a. O.) mehr naiv als vorsichtig erklärt. Da aber alle künftig zu weihenden Priester diesen Eid zu schwören haben, so werden über kurz oder lang sämtliche Dozenten der katholisch-theologischen Fakultäten auch bei uns den Eid dennoch geschworen haben; der Dispens hat also wirklich nur temporäre Bedeutung.

Daß ein solcher promissorischer Schwur, vor allem wenn er unfertigen jungen Menschen auferlegt wird, sittlich nicht zu rechtfertigen ist und sie in bittere Gewissensnot und schwere Sünde verstricken kann, darüber kann ebensowenig Streit sein wie über die Wertlosigkeit und Hinterhältigkeit des Dispenses unserer gegenwärtigen Universitätsprofessoren in den katholisch-theologischen Fakultäten. Doch das ist hier nicht die Hauptsache. Im Zusammenhang unserer Auseinandersetzungen über die Lehrfreiheit haben wir vielmehr nur zu konstatieren, daß wir damit eingestandenermaßen innerhalb der Universitäten ein Glied haben, das sich dem inneren Gesetz und dem Geiste des Ganzen als einer auf Freiheit gestellten Institution prinzipiell entzieht, sich im Denken, Forschen und Lehren einer fremden Macht (dem kirchlichen Lehramt) unterwirft und den Grundsatz der Voraussetzungslosigkeit im oben festgestellten Sinne des Wortes, das Recht und die Pflicht, jeden Augenblick das Vorausgesetzte über Bord zu werfen, wenn es sich vor dem Forum der Vernunft als unhaltbar, als irrig oder falsch herausstellt, mit einem Wort also die akademische Freiheit als Lehrfreiheit preisgibt. Die katholisch-theologischen Fakultäten sind durch die Eidesformel des Motuproprio vom 1. September 1910 als Fremdkörper im Kreise der universitas literarum feierlich abgestempelt worden, und daher wäre die einzig konsequente Lösung die Ausscheidung dieses Fremdkörpers aus unserer Mitte. Es ist eine prinzipiell andere Auffassung, ein prinzipiell anderer Lehrbetrieb, der hier vorausgesetzt und zur Pflicht gemacht wird; und es ist ein Anachronismus, wenn dieses andersartige Glied noch immer unseren modernen, längst schon anders gewordenen und anders fundamentierten Universitäten an- und eingegliedert bleibt. Das ist für jeden tiefer Blickenden allerdings immer schon so gewesen — den Ausdruck „Fremdkörper" habe ich schon vor zehn Jah-

ren auf die katholisch-theologischen Fakultäten angewendet —, aber nun ist es durch den unglückseligen, von vielen katholischen Universitätstheologen selbst am meisten beklagten und verfluchten Antimoderniteneid auch dem blödesten Auge offenbar geworden. Heute gibt es zweierlei Professoren, freie und unfreie, ein tiefer Riß hat sich dadurch aufgetan und geht durch die universitas magistrorum und, wie wir sehen werden, auch durch die Korporation der Scholaren hindurch; und dieser Riß wird sich nur immer mehr vertiefen und erweitern, wenn alle den Eid geschworen haben werden.

Nun könnte man sagen: Gut! In den romanischen Ländern werden ja die Geistlichen auch nicht an den Universitäten, sondern in Priesterseminaren erzogen und ausgebildet. Das wird eben auch bei uns kommen, die katholisch-theologischen Fakultäten werden aufgehoben und aus den Universitäten ausgeschaltet werden müssen. Da sind nun aber die Vorgänge an der Straßburger Universität doch recht lehrreich. Bei deren Gründung wurde die Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät durch die romanisch ganz unfrei gebildete Geistlichkeit des Reichslandes und durch den Widerstand der französisch gesinnten Kardinalspartei in Rom verhindert. Umgekehrt haben 1902 gerade die freieren Elemente des elsässischen Klerus und der nationalere oder doch nicht mehr ganz französisch und „nationalistisch" gesinnte Teil desselben der Errichtung einer solchen zugestimmt. Dagegen weigert sich heute noch der durch den Friedhofskandal von Jamek als besonders intransigent bekannte Bischof Benzler in Metz, seine Leute an die Straßburger Universität zu schicken. Warum das? Auch der katholische Theologieprofessor ist deutscher Professor, und darum steckt in jedem ein Fünklein Freiheitsbewußtsein, ein ganz kleines Stück: Los von Rom! Deswegen sind auch ehemalige Professoren als Bischöfe immer noch toleranter und — man verzeihe in dieser Anwendung das Wort! — liberaler als der ehemalige Benediktiner-Abt von Maria-Laach auf dem Bischofsstuhl in Metz. Das fürchtet auch die Kurie; und wir wissen aus der Biographie Döllingers, wie verdächtig in Rom die deutschen Theologieprofessoren und die deutsche theologische Wissenschaft sind; man hat dort nicht vergessen, daß Luther deutscher Professor gewesen ist, ehe er der deutsche Reformator wurde. Auch die Schell und die Ehrhard konnten ihre Bücher doch nur als Universitätsprofessoren schreiben; und wenn sich auch jeder einzelne immer wieder löblich aber

unlöblich unterwirft, das deutsche Freiheitsbewußtsein findet doch immer wieder neue Vertreter, die gegen die erdrückende Macht des unfehlbaren Lehramts ihre Stimme zu erheben und gegen den Stachel des Antimoderniſteneides zu löcken wagen. Das ahnen auch unſere Regierungen. Sonſt hätte ſich Fürſt Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürſt nicht ſo eifrig um die Zuſtimmung Roms zur Errichtung einer katholiſch-theologiſchen Fakultät in Straßburg bemüht und hätte die deutſche Regierung nicht ſo kläglich jene demütigende Bedingung in Artikel 5 der Konvention vom 5. Dezember 1902 angenommen, wenn man nicht die Überzeugung gehabt hätte, die an der Fakultät der Kaiſer-Wilhelms-Univerſität erzogenen Geiſtlichen werden doch gebildeter, freier und loſer von Rom, nationalgeſinnter und deutſcher ſein als die im Grand Seminaire zu Straßburg oder zu Metz ein- und von der Berührung mit der universitas literarum ausgeſchloſſenen Kleriker. Ihres Geiſtes einen Hauch verſpüren auch die Angehörigen der katholiſch-theologiſchen Fakultäten, Dozenten und Studenten, wenn ſie im Zuſammenhang und Kontakt ſtehen mit einer freien deutſchen Univerſität. Ob das freilich ſo bleibt und durch dem Antimoderniſteneid jenes letzte Fünklein von Freiheit in den katholiſch-theologiſchen Fakultäten nicht doch vollends ausgelöſcht wird, das vermögen wir heute noch nicht zu ſagen. Im Januar 1912 hat der Unterrichtsminiſter Böhm in der badiſchen Kammer konſtatiert, daß in Freiburg „die Wechſelwirkungen zwiſchen Lehrern und Studierenden der katholiſchen Fakultät einerſeits und der andern Fakultäten andererſeits bedauerlicherweiſe nicht mehr ſo lebhafte ſeien wie früher". Und dasſelbe kann ich von Straßburg bezeugen. Schon das Klerikergewand trennt und markiert dort das Andersſein über Gebühr; und ſo haben ſich überhaupt die Erwartungen, die man auf ſolche Wechſelwirkung innerhalb und außerhalb der Hörſäle geſetzt hat, jedenfalls nur zum kleinſten Teil erfüllt. Aber trotz alledem — ſo, wie die Dinge heute liegen, hätte ich doch nicht den Mut, zu ſagen: fort mit allen katholiſch-theologiſchen Fakultäten, nicht den Mut, die künftigen katholiſchen Geiſtlichen dem unfehlbaren Lehramt wieder ganz auszuliefern und ſie nach romaniſcher Art von allen andern völlig abzuſondern. Es iſt nicht bequem und iſt vor allem nicht konſequent, ich weiß es, daß wir dieſe Fremdkörper an unſeren Hochſchulen haben; aber ſolange ſie bei uns bleiben wollen, müſſen wir ſie bei uns dulden und tragen — im Dienſte der Freiheit und im Dienſte des Einheits- und des Zuſam-

mengehörigkeitsbewußtseins unseres Volkes. Dazu gehört, daß unsere Geistlichen, die später unter uns leben und so intensiv auf das Volk wirken, wenigstens räumlich an denselben Stätten ausgebildet werden wie unsere Beamten, Oberlehrer und Ärzte, und daß sie so den modus vivendi mit den anderen und andersgläubigen wenigstens räumlich anerkennen und zur Darstellung bringen. Das ist keine Verleugnung und keine Abschwächung des Prinzips der Lehrfreiheit, sondern vielmehr die Anerkennung des letzten übriggebliebenen Restes der akademischen Freiheit auch innerhalb der katholischen Kirche und ihres hohen Wertes für die Erziehung ihrer Geistlichen selbst noch in dieser verkümmerten Gestalt.

Aber ich sage: so, wie die Dinge heute liegen! Sollten jedoch die Toten rasch und immer rascher reiten, die Folgen des Antimodernisteneides in völligem wissenschaftlichen Verfall des Katholizismus zutage treten und die Absonderung der Lehrer und der Zöglinge dieser Fakultäten immer strenger durchgeführt werden: dann freilich müßte man, was fallen will, auch noch stoßen und das wertlos gewordene Glied am Körper unserer Universitäten schließlich doch exstirpieren, seine zwecklos gewordene Verbindung mit der Universität schließlich doch auflösen.

Ganz voraussetzungslos sind auch die protestantisch-theologischen Fakultäten nicht. Ihre Professoren sind nicht Vertreter einer allgemeinen Religionswissenschaft; als solche würden sie vielmehr der philosophischen Fakultät zuzuweisen sein. Sondern da sie der Kirche ihre Geistlichen heranbilden sollen, so sind sie Vertreter der christlichen Religion und der protestantischen Form derselben und stehen nicht außerhalb, sondern innerhalb der evangelischen Kirche. Also muß der protestantische Theologieprofessor Christ und Protestant sein und muß die christliche Religion im protestantischen Sinne und in protestantischer Fassung lehren. Was dazu gehört, ist hier nicht zu erörtern; es würde das zu recht weitausholenden Untersuchungen und zu recht subtilen und doch nicht allgemein befriedigenden und anerkannten Unterscheidungen führen. Aber in aller Kürze können wir es doch zeigen. Nehmen wir an, ein Professor der evangelischen Theologie verneine mit D. Fr. Strauß die Frage: sind wir noch Christen? oder er komme umgekehrt zu der Überzeugung, daß die katholische Kirche mit ihrer Lehre von der Transsubstantiation und vom unfehlbaren Lehramt des Papstes recht habe, was dann? Ich würde es zunächst ihm selber ins Gewissen schieben und erwarten, daß er in diesen beiden Fällen als

ehrlicher Mensch freiwillig auf sein Amt verzichte. Wenn er es aber nicht tut — und daß das vorkommen kann, zeigen die Geistlichen, die trotz grundstürzenden Gegensatzes zu ihrer Kirche und deren Lehre sogar dieses ihr geistliches Amt beibehalten wollen —, so würde sich keine Regierung weigern, ihn zu suspendieren oder, nach einem leider oft recht wenig gerechtfertigten Auskunftsmittel, ihn in die philosophische Fakultät zu versetzen.

Nun zieht aber auch die evangelische Kirche die Grenzen vielfach enger, als wir dies eben getan haben, und eine in ihr herrschende orthodoxe Richtung und Partei verlangt von ihren Universitätstheologen nicht bloß Christentum und Protestantismus, sondern auch die rechte, d. h. die orthodoxe Lehre, und zwar wie im Katholizismus selbst dort, wo das Dogma mit den philosophischen oder historischen Resultaten unserer modernen Wissenschaft in Widerspruch gerät. Und auch da sind die Regierungen, die so gerne an die romantische fable convenue von der Zusammengehörigkeit von Thron und Altar glauben, nur allzu geneigt und bereitwillig auf diese Parteiforderung einzugehen: sie setzen die freisinnigen Theologen zwar nicht ab — ein Artikel 5 besteht hier doch noch nicht; aber sie setzen ihnen gewissermaßen als die richtig lehrenden und gutgesinnten orthodoxe Vertreter desselben Faches, sogenannte Strafprofessoren zur Seite, oder sie berufen nicht die von den Fakultäten vorgeschlagenen liberalen, sondern an ihrer Statt orthodoxe Professoren von oft recht zweifelhafter wissenschaftlicher Qualität auf eine erledigte Stelle. Weil aber hier keine Konventionen abgeschlossen sind und keine verbrieften Rechte vorliegen, wie bei den katholisch-theologischen Fakultäten, so reißen die protestantisch-theologischen Fakultäten ihre Universitäten viel häufiger in Lehrkonflikte und Berufungsschwierigkeiten hinein, als die katholischen. Und diese Konflikte werden schließlich nicht durch Theorien und nicht nach Prinzipien entschieden, sondern es sind Machtfragen; und da der Staat und die Kirche, wenn sie zusammengehen, immer mehr äußerliche Macht haben als die Wissenschaft, deren Macht „nur" die des Geistes und der Kraft ist, so siegt in solchen Fällen meistens die Kirche mit Hilfe des Staates; wenn es nicht doch zuweilen gelingt, die öffentliche Meinung rechtzeitig mobil zu machen und aufzureizen, so daß sie, stärker als jene beiden zusammen, der Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehre den Sieg verschafft. Daher sind solche oft recht unbequemen und unbeliebten Veröffentlichungen nichts anderes als Notschreie und Hilfe-

rufe gegen eine versuchte Vergewaltigung der akademischen Freiheit, wie die neulich von Marburg ausgegangene Broschüre Jülichers über „die Entmündigung einer preußisch theologischen Fakultät in zeitgeschichtlichem Zusammenhang" ein solcher Notschrei gewesen ist.

Derartige Schwierigkeiten vermeidet eine Universität klug und weise, die keine theologische Fakultät bei sich zuläßt, wie das in Frankfurt[1]) geschehen soll. Natürlich könnte es sich hier nur um eine protestantisch-theologische Fakultät handeln; für eine katholische Fakultät liegt landschaftlich kein Bedürfnis vor, und sachlich wird sich bei der durch das Motuproprio und den Modernisteneid heraufbeschworenen Krisis in diesem Augenblick ohnedies keine Neugründung damit beschweren und belasten wollen. Aber was klug und weise, bequemer und sicherer ist, ist doch nicht immer das richtige, und ist es wenigstens für Frankfurt auch in diesem Falle schwerlich. Möchten wir, so fragen wir zuerst, in der Geschichte der Universitäten des neunzehnten Jahrhunderts, um nur die vier größten zu nennen, Schleiermacher, Ferd. Christ. Baur, Rothe und Holtzmann missen? Und möchten wir in unseren philosophischen oder geschichtlichen Vorlesungen und Seminarübungen die besonders interessierten protestantischen Theologen entbehren? Dann aber sachlich: wer übernimmt in dem großen Kampf zwischen Glauben und Wissen, an dem doch auch unsere Universitäten und alle Fakultäten derselben intensiv mitbeteiligt sind, die Vermittelung und die Führung? Unsere liberale Theologie nimmt den anderen Fakultäten einen Teil dieses Kampfes gegen drohende Übergriffe und des Odiums ab, dem die wissenschaftliche Arbeit — man denke an den Streit um den Darwinismus — von seiten der Altgläubigen ausgesetzt ist. Hinter ihrer Deckung kann die übrige Wissenschaft verhältnismäßig ruhig und unbehelligt ihre Arbeit versehen, die liberale Theologie verschafft ihr durch ihr fortgesetztes Kämpfen den dazu notwendigen Frieden und gleicht so den Juden zur Zeit des Nehemia, die beim Mauerbau in Jerusalem mit einer Hand die Kelle, mit der andern die Waffen führten. So vermeidet eine Universität ohne protestantisch-theologische Fakul-

1) Auch in Hamburg; aber dort fehlt auch die medizinische Fakultät; es soll also vorläufig überhaupt eine Universität „von beschränktem Umfange" werden. Dafür bringt Hamburg durch die Einrichtung einer kolonialwissenschaftlichen Fakultät etwas ganz Neues und einen vollwertigen Ersatz, was in Frankfurt nicht ebenso der Fall ist. Vgl. oben S. IV, Anm. 1.

tät zwar allerlei schwere Konflikte und peinliche Zwischenfälle; aber sie macht sich selber arm, arm an bedeutenden Menschen und arm an lebenfördernden und stählenden Geisteskämpfen; und sie lebt von Vorteilen, die ihr nun eben die anderen Universitäten schaffen und verschaffen müssen: sie hat den Gewinn größeren Friedens, aber nicht die Ehre, ihn selbst erkämpft zu haben durch einen die Geister stärkenden Krieg und einen ruhmvollen Sieg. Daß Frankfurt bleibend in dieser verhältnismäßig bequemen, aber auch verhältnismäßig wenig ehrenvollen Stellung neben und unter den anderen Universitäten wird verharren wollen, glaube ich nicht; und noch viel weniger, daß man in Frankfurt wünschen könnte und dafür das Beispiel geben wollte, daß auch unsere protestantischen Geistlichen von dem vollen Strom der Universitätswissenschaft ferngehalten und schließlich gar um eines Schlagworts willen, wie es das der Trennung von Kirche und Staat ist, in Priesterseminaren erzogen und ausgebildet werden sollen. Der Ausbau der Frankfurter Hochschule zu einer Volluniversität durch Angliederung einer protestantisch-theologischen Fakultät wird, so wie ich Frankfurt beurteile, gewiß nicht allzu lange auf sich warten lassen.

Übrigens sei hier noch hinzugefügt, daß bei den Protestanten die Hauptschwierigkeiten erst jenseits der Universität liegen. Sie bestehen darin, daß Geistliche im Amt für Anschauungen gemaßregelt werden, die von den Professoren der Theologie auf dem Katheder anstandslos vorgetragen werden dürfen und die ihre Schüler ebenso anstandslos hören und selbstverständlich dann auch von ihnen annehmen. Deshalb war es so unbegreiflich und so kurzsichtig, daß ein Theologieprofessor wie Harnack das preußische Irrlehrengesetz billigen und rechtfertigen mochte; er sägte ja damit selber den Ast ab, auf dem er sitzt. Doch geht uns dieses schwierigste Problem des modernen Protestantismus — die Pfarrersfrage als eine sittliche Frage und die Frage, wieviel von Ordnung und Zwang auch die protestantische Kirche als eine organisierte Anstalt zu fordern das Recht und die Pflicht habe — hier nicht an; sie liegt, wie gesagt, jenseits unseres Themas.

Gebe ich so — vielleicht manchen unter Ihnen allzu konservativ — der Theologie an unseren Hochschulen, was ihr zukommt, so lehne ich ein anderes, was damit zusammenhängt, durchaus ab. In der einleitenden historischen Vorlesung habe ich bereits erzählt, daß in Breslau, der ersten simultanen Universität mit zwei theologischen Fakultäten, einer katholischen und einer protestantischen

nebeneinander, auch zum erstenmal — „aus Gründen praktischer Natur", wie der Geschichtschreiber der Breslauer Universität sich ausdrückt — die Einrichtung getroffen worden ist, daß in der philosophischen Fakultät für das Fach der Philosophie eine Doppelbesetzung mit je einem Protestanten und einem Katholiken stattzufinden habe. In allen übrigen Bestandteilen dagegen — außer in der Philosophie wie in Breslau, in Philosophie und Geschichte wie in Bonn und Münster — habe die Universität „als ein wissenschaftliches Institut die Konfessionsverschiedenheiten ganz unberücksichtigt zu lassen", erklärte der Minister Altenstein ausdrücklich. Dieses üble Kuckucksei ist bei Errichtung der katholisch-theologischen Fakultät in Straßburg noch im zwanzigsten Jahrhundert auch der dortigen philosophischen Fakultät ins Nest gelegt worden durch die Ernennung von Professor Martin Spahn als katholischem Professor der neueren Geschichte neben einem protestantischen Vertreter desselben Fachs. Darüber brach damals der Streit aus um die voraussetzungslose Wissenschaft. Immerhin konnte das als vereinzelte Maßregel zur Erleichterung der Übergangsschwierigkeiten und des Einlebens in die neue Einrichtung einer katholisch-theologischen Fakultät angesehen und ertragen werden; bewährt freilich hat es sich nicht: weder für die Studenten noch für die Fakultätsarbeit war diese Doppelbesetzung ein Gewinn. Nun stellte sich aber zehn Jahre später anläßlich der Neubesetzung einer philosophischen Professur heraus, daß das auch hier in Straßburg prinzipiell gemeint und durch ein Geheimabkommen zwischen der Reichsregierung und der Kurie, und zwar wie in Bonn und Münster für die beiden Fächer der Philosophie und der Geschichte, ausdrücklich festgelegt war. „Le gouvernement impérial," heißt es da, „prenant en juste considération les besoins des élèves de la faculté de théologie catholique, estime qu'il est de son devoir naturel de faire nommer à la faculté de philosophie de l'Université de Strasbourg un professeur d'histoire et un professeur de philosophie appartenant à la religion catholique." (Die Kaiserliche Regierung, in billiger Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse der Studierenden an der katholisch-theologischen Fakultät, erachtet es als ihre natürliche Pflicht, an der philosophischen Fakultät der Straßburger Universität je einen Professor der Geschichte und einen Professor der Philosophie, die der katholischen Religion angehören, zu ernennen.) Abgesehen von der Frage, was in der Zeit der Enzyklika Aeterni patris, die die Theologie und Philosophie des

heiligen Thomas von Aquino als maßgebend für alle gelehrte Arbeit in der katholischen Christenheit erklärt hatte, unter einem Angehörigen der katholischen Religion zu verstehen sei, war das empörendste an diesem Abkommen das Geheimnis, womit man es nachweislich umgeben hat. Da die Universität über die durch Errichtung der katholisch-theologischen Fakultät notwendig gewordene Abänderung des Universitätsstatuts ausdrücklich gehört worden ist und man offenbar wie bei der Gründung der Universität so auch jetzt bei der Abänderung ihrer Verfassung Wert gelegt hat auf die „Vernehmung der Universitätsvertretung", so stellte sich die Sache nachträglich als eine absichtliche Täuschung der damaligen Professorenschaft heraus: in Unkenntnis einer wichtigen Tatsache, also von falschen Voraussetzungen aus, hat das Plenum der Statutenveränderung und damit der Errichtung der katholisch-theologischen Fakultät zugestimmt. Das zweite Empörende war, daß der Freiherr von Hertling als deutscher Professor, der er damals noch war, bei der ganzen Sache die Rolle des Beraters und Vermittlers gespielt, also seinerseits nicht bloß zur konfessionellen Bindung philosophischer Professuren die Hand geboten, sondern auch die Täuschung seiner Straßburger Kollegen — mindestens nicht verhindert hat. Und empörend ist zum dritten auch das, daß katholischen Mitgliedern der Straßburger Universität das Geheimabkommen eingestandenermaßen bekannt gewesen ist, also auch sie sich stillschweigend an der Täuschung ihrer Kollegen mitbeteiligt haben.

Aber sehen wir ab von diesem peinlichen Vorkommnis, für das nachträglich niemand mehr so recht die Schuld auf sich nehmen will, und halten uns an die prinzipielle Seite der Sache. Gerade dann, wenn wir, schweren Herzens, zugeben, daß bei den theologischen Fakultäten das Prinzip der Voraussetzungslosigkeit durchbrochen werde, so müssen wir uns um so entschiedener verbitten, daß eine solche Durchbrechung des Prinzips auch auf die philosophische Fakultät übergreife, und mit dem Minister Altenstein und nur noch umfassender als er verlangen, daß die Universität in allen übrigen als den theologischen Fächern als wissenschaftliches Institut die Konfessionsverschiedenheiten ganz unberücksichtigt lasse. Eine katholische und eine protestantische Theologie gibt es; eine katholische oder protestantische Geschichte und Philosophie als wissenschaftliche darf es auf der Universität ebensowenig geben wie eine katholische Philologie oder Zoologie. Das alles haben wir

ja nicht einmal an unseren simultanen Gymnasien und Realschulen. Wird aber für die Alumnen der Priesterseminare von ihren kirchlichen Oberen eine spezifisch katholische, d. h. thomistische, kirchlich approbierte „Philosophie" gefordert, so gehört diese natürlich nicht in die philosophische, sondern in die theologische Fakultät, wie ja auch tatsächlich in dieser immer ein solcher mittelalterlicher „Philosoph" und Apologet zu sein pflegt. Und bei dem Streit in Straßburg hat sich herausgestellt, daß die Alumnen des dortigen Priesterseminars bei diesem und nicht bei dem Philosophen der philosophischen Fakultät zu hören pflegen, auch wenn dieser ein gutgläubiger Katholik ist — offenbar aus demselben Grund, der oben schon angeführt worden ist, weil die kirchlichen Behörden der Rechtgläubigkeit deutscher Philosophie- und Geschichtsprofessoren, die den Antimodernisteneid nicht geschworen haben — so weit sind wir nämlich noch nicht —, doch nicht ganz trauen. Um übrigens kein Mißverständnis aufkommen zu lassen: nicht um die Konfession des Professors handelt es sich, sondern um die Konfession der Professur und um die rechtliche oder moralische Bindung und Verpflichtung ihres Inhabers, seine weltliche Wissenschaft in konfessionellem Geist oder, wie der Terminus lautet, nicht voraussetzungslos vorzutragen. Eine solche Bindung und Verpflichtung erkennen wir in der philosophischen Fakultät nicht an. Den Studenten aber schadet es ohnedies nicht, wenn sie die Geschichte der Reformation oder Gegenreformation von einem „Andersgläubigen" vortragen oder einen solchen seine philosophische Weltanschauung entwickeln hören. Sie müssen ja auch künftig im Leben draußen mit „Andersgläubigen" zusammensein und zusammenwirken und deren andersartige Anschauungen ertragen können. Deswegen verstehe ich auch nicht, wenn evangelisch-theologische Fakultäten bei Berufungen auf die „Homogenität" der Fakultät hinweisen: auch da tut es den jungen Leuten nur gut, wenn sie schon auf der Hochschule verschiedene Richtungen, positive sowohl als liberale Theologie kennen lernen. Nur dagegen verwahren wir uns, daß der Staat im Interesse oder gar im Dienste einer kirchlichen Partei wissenschaftlich hochstehende Leute hinter positiven Nullen zurücksetzt.

Ich rede vom Verhältnis der Universität zur Kirche. Direkt besteht zwischen diesen beiden Institutionen kein Abhängigkeitsverhältnis; die Universitäten sind Staatsanstalten, und was die Kirche an Einfluß auf sie hat und gewinnen will, kann sie nur

durch den Staat erreichen, wie das immer wieder der Artikel 5 des Straßburger Staatsvertrags vom 5. Dezember 1902 und das dazugehörige Geheimabkommen am deutlichsten zeigen. Auch bei den theologischen Fakultäten ist der Staat die ausführende, die den Konflikt entscheidende Macht. Aber natürlich kann die Wissenschaft auch ganz direkt mit dem Staat in Konflikt geraten, was in den letzten Jahrzehnten mehr als einmal geschehen ist. Auch im Fach der Nationalökonomie gibt es „Strafprofessoren" und bei Berufungen in diesem Fach ein Übergehen von anrüchigen und verdächtigen Dozenten. Und auch da gibt es keine prinzipielle Lösung, es ist eine Machtfrage, bei der die Wissenschaft von vornherein den kürzeren zieht; und ich weiß doch nicht, ob sie sich mit Paulsen dadurch beruhigen lassen will, daß man ihr beschwichtigend sagt: es wäre ein Zeichen vollständiger Geringschätzung der Wissenschaft und ihrer Vertreter, wenn der Staat staatsnegierende und staatsfeindliche Lehren von seinen Professoren vortragen ließe, als käme nichts darauf an. Denn was heißt nicht alles staatsnegierend und staatsfeindlich? Auch hier wird man in erster Linie an den Dozenten selbst appellieren und erwarten können, daß, wer seinem Volk „als Feind gegenübersteht, nicht sein Gedeihen, sondern seinen Untergang oder seine Minderung erstrebt, oder wer dem als geschichtliche Lebensform des Volkes gewordenen Staat als Feind sich gegenüberstellt, nicht seine Erhaltung und Besserung, sondern seine Zerreißung und Zerstörung zum Ziel sich setzt, als ehrlicher Mann nicht eine Stellung und einen Auftrag aus den Händen dieses Volkes, dieses Staates entgegennehmen werde." Tut er es aber doch, so wird der Staat nicht lange nach den Grenzen der Lehrfreiheit fragen, sondern einen Mann — sagen wir etwa: wie den Elsässer Wetterlé, vom Katheder fernzuhalten wissen, und jedermann wird damit einverstanden sein. Umgekehrt muten wir dem Staat allerdings die Selbstverleugnung zu, daß er etwas schaffe, erhalte und sich frei entwickeln lasse, was sich eventuell auch gegen ihn richten und ihn durch scharfe Kritik reizen kann: er wird diese Selbstverleugnung nicht immer üben, wir aber werden darum doch nicht aufhören, sie von ihm zu fordern.

So steht hinter allen diesen Fragen, Schwierigkeiten und Konflikten allemal wieder nur das eine große Gegenwartsproblem unserer Universitäten: das Verhältnis dieser sich immer noch teilweise selbst verwaltenden Korporationen zu der immer umfassender werdenden Wirksamkeit des Staates. Heute, wo man Profes-

soren nicht mehr oder doch nur in ganz flagranten und eindeutigen Fällen absetzt, spitzt sich dieses Problem im wesentlichen darauf hin zu, wie die Professoren berufen und angestellt werden. Die Universität ist als autonome Körperschaft entstanden und hat sich immer noch mindestens den Schatten und Schein dieser Selbstverwaltung bewahrt. Daraus ergibt sich und dazu gehört das Recht der Selbstergänzung. Andererseits sind unsere Professoren auch Staatsbeamte; folglich stellt sie der Staat an, wie er sie auch besoldet. Die Resultante dieser zwei konkurrierenden Ansprüche ist unser heutiger Modus: die Fakultät schlägt für eine erledigte Professur drei (ausnahmsweise auch zwei oder vier) Namen vor, und der Staat, die Regierung beruft, in der Regel sogar nach der vorgeschlagenen Reihenfolge, einen von den Vorgeschlagenen. Aber weder an die Reihenfolge noch an die drei Namen ist der Staat gebunden, er kann einen nichtvorgeschlagenen vierten oder den an zweiter oder dritter Stelle genannten zuerst berufen. Ich halte diesen Modus für gut, oder sagen wir richtiger: für notwendig. Nach meinen Erfahrungen verfahren die Fakultäten bei ihren Berufungsvorschlägen fast durchweg sehr sorgfältig und sehr sachlich; und sie sind nun einmal die, welche die Bedürfnisse der Universität einerseits, die Personen und ihre wissenschaftlichen Leistungen andererseits als Sachverständige am besten kennen und zu beurteilen vermögen. Deshalb tut der Staat gut, sich an ihre Vorschläge zu halten und sich auf ihren sachkundigen Rat zu verlassen. Aber Professoren sind auch nur Menschen, und so kommt auch in Fakultäten, gerade wenn es sich um Personenfragen handelt, allerlei Menschliches und Allzumenschliches vor. Und auch wissenschaftlich gibt es Koterien und Cliquen, Schulen mit der ganzen Unduldsamkeit und Ausschließlichkeit von solchen und mit dem Machtwillen ihrer Häuptlinge und deren Clane; so werden gelegentlich tüchtige Leute, weil sie nicht zur Schule, zur Clique, zum Klüngel gehören, bei Berufungen ungerechterweise immer wieder übergangen und vom Ordinariat ferngehalten. Dadurch wird die Lehrfreiheit von den Universitäten und Fakultäten selbst mißbraucht, gefährdet und aufgehoben. In diesem Fall, wenn „Anzeichen sittlicher oder intellektueller Degeneration in den Vorschlagslisten auftauchen", ist es der Staat, der den Fakultäten gegenüber zum Schützer der Lehrfreiheit wird. Weil er den Dingen ferner und objektiver und den Personen unbefangener gegenübersteht, kann er durch sein Eingreifen ausgleichend und wohltätig wirken und eine notwen-

dige und willkommene Korrektur eintreten lassen; das ist wie sein gutes Recht, so geradezu auch seine Pflicht. Daher sehen Fakultätsminderheiten intriganten und einflußreichen Kollegen gegenüber im Staat oft ihren einzigen Schutz und ihre letzte Hoffnung und rufen ihn ganz direkt gegen eine geplante Ungerechtigkeit der Majorität zu Hilfe und fordern ihn ihrerseits auf, sich über die Vorschläge der Fakultät hinwegzusetzen. Natürlich kann aber auch umgekehrt der Staat fehlgreifen oder — bewußt oder unbewußt — zum Diener einer Partei werden, wie wir das oben bei den Besetzungen der protestantisch-theologischen Professuren als besonders häufig vorkommend bezeichnet haben, so daß Jülicher in seiner schon erwähnten Broschüre geradezu von einer „Entmündigung" derselben durch den Staat gesprochen hat; oder er kann von sich aus mißliebige Kandidaten fernhalten und jedesmal wieder übergehen. Gegen solche Menschlichkeiten gibt es auch hier keinen Schutz, außer etwa die Flucht in die Öffentlichkeit. Aber im allgemeinen möchte ich den deutschen Regierungen, im Gegensatz zu den Übertreibungen einer neuerdings erschienenen Reformschrift, doch bezeugen, daß sie, immer, insbesondere in Preußen, die evangelisch-theologischen Fakultäten abgerechnet, in neuerer Zeit jedenfalls dieses ihres Amtes gut und bedacht auf die Interessen der Universitäten, soweit sie sie verstehen, gewaltet haben. Daß freilich jedes solches — berechtigte oder unberechtigte — Eingreifen des Staates die Tendenz verstärkt, die Universitätsprofessoren zu reinen Staatsbeamten zu machen, ist klar. Diese der Selbständigkeit der Universitäten zuwiderlaufende Tendenz ist in unserer Zeit wachsender Staatsomnipotenz ja ohnedies vorhanden und gewinnt Schritt für Schritt an Boden. Oder um es, ohne alle Spitze, persönlich auszudrücken: der Geist Wilhelm v. Humboldts ist immer mehr durch den Geist Althoffs verdrängt worden. Das müssen wir als Tatsache hinnehmen und können uns eben nur von Fall zu Fall dagegen zur Wehre setzen. Es wird uns übrigens in anderem Zusammenhang noch einmal begegnen und dann an einem bestimmten Punkte noch deutlicher in die Erscheinung treten.

Nun soll sich aber in Frankfurt noch eine zweite Instanz neben dem Staat und zwischen ihn und die Fakultäten einschieben, das lokale Kuratorium [1]), das dadurch, daß es die Hand über die Finan-

1) Wohl zu unterscheiden von dem „Kurator", dem Vertreter des Staates bei den Universitäten. Daß ein solcher staatlicher Kommissär auch entbehrt werden kann, zeigt das Beispiel Badens, wo es auch ohne

zen hält, auch auf die Berufungen Einfluß gewinnen kann und Einfluß wird gewinnen wollen. Daß eine solche weitere Instanz die Kontrolle verschärft und daher auch ihrerseits Ungerechtigkeiten und Einseitigkeiten verhindern, also negativ Gutes wirken kann, liegt auf der Hand. Allein dieses Verhindern wird sich in erster Linie nur gegen die Fakultätsvorschläge richten können, wird also die Autonomie der Frankfurter Universität nicht schützen und heben, sondern ihrerseits weiter beschränken. Wir Professoren werden darin jedenfalls nur eine Abhängigkeit mehr sehen. Die Frankfurter Hochschule, die ursprünglich als Stiftungsuniversität eine université libre werden sollte, wird nach dieser Seite hin nicht als eine besonders freie, sondern vielmehr als eine doppelt abhängige, also besonders unfreie Universität zu gelten haben. Dazu kommt, daß bei solchen lokalen Instanzen Menschlichkeiten wie Lokalpatriotismus oder Nepotismus oder Parteirücksichten der verschiedensten Art, naturgemäß eine größere Rolle spielen und mehr Raum haben. Ich sage das nicht bloß theoretisch, sondern auf Grund der in Amerika mit solchen lokalen Komitees gemachten übeln Erfahrungen. Die Vorgänge in Oklahoma im Juni 1908 sind dafür typisch.

„Ein Staat, der gerade aus der territorialen Verwaltungsform in die des Staates überzugehen im Begriff stand; ein Aufsichtsrat, erst kürzlich ernannt und zwar allein von einem Manne, dem neuerwählten Gouverneur; ein bitterer politischer Feldzug noch frisch im Gedächtnis; ein Gouverneur, bekannt durch seine drastische politische Handlungsweise und heftiges Parteigängertum, und in anderen Sachen so offen der Doppelzüngigkeit verdächtigt, daß später in demselben Jahre seine Verbindung mit dem National Democratic Campaign-Komitee als dessen Schatzmeister zu einer nationalen Streitfrage wurde, die mit seiner Entfernung vom Amte endete; eine Staatsgemeinde, in der Parteihaß und sektiererisches Parteigängertum auf dem Höhepunkte standen und wo jedes öffentliche Amt als Kriegsbeute des Sieges angesehen und danach behandelt wurde; und schließlich ein Aufsichtsrat, der aus wohlmeinenden Geschäftsleuten bestand, die jedoch wenig oder gar nichts von einer Universität als einem

Kurator trefflich geht. 1849 hat die Konferenz der Universitätslehrer Böckh zugestimmt, der erklärte: „Die korporative Selbständigkeit der Universitäten kann mit einem Kurator nie bestehen." Heute hat man sich an die Einrichtung so gewöhnt, daß man dieser Gefahr kaum mehr achtet. Und dankbar hat man sich auch gewöhnt, über den wenigen großen und bedeutenden Kuratoren, unter denen Goethe der größte und bedeutendste gewesen ist, die vielen ganz einfluß- und verständnislosen und die paar herrschsüchtigen und intriganten Kuratoren zu vergessen, von denen jene den Universitäten nichts nützen und diese ihnen allerdings schweren Schaden zufügen können.

Institut von kontinuierlichem Leben wußten und sich über den Zweck eines Universitätsunterrichts mit seinen hohen Zielen und idealen Zwecken gar nicht recht klar waren. Mit der in ehrlicher Absicht, aber in Unkenntnis der wahren Sachlage gefaßten Idee, daß dadurch die Universität gründlich gereinigt werden würde, setzte der Aufsichtsrat zunächst den Präsidenten ab, einen Mann von weit und breit anerkannter Tüchtigkeit, von dem man jedoch mutmaßte, daß er mit der kürzlich geschlagenen republikanischen Partei sympathisiere und in Verbindung stehe. Nachdem man statt seiner einen Mann aus einer am Orte befindlichen Schule ernannt hatte, wurden, ohne ihn zu fragen, an die Stelle von vier oder fünf Professoren, die auf den besten Universitäten des Landes ihre Schulung erhalten hatten, lächerlich inkompetente Ortstalente gesetzt. Die Professur der Physik z. B. erhielt ein Mittelschullehrer, der in dem Fache nie unterrichtet hatte und dem man nachsagte, er könne nicht einmal den Unterschied zwischen einem direkten und einem Wechselstrom, fühle sich aber zweifellos kompetent, dies zur rechten Zeit ausfindig zu machen. Die ganze Lage wurde auch durch die Veröffentlichung eines von einem jungen Geistlichen der Universitätsstadt verfaßten Privatbriefs verschlimmert, der dazu benutzt worden war, den Aufsichtsrat zu beeinflussen. Dieser Brief befürwortete die Entlassung einer Anzahl von Professoren wegen „Immoralitäten" wie Tanzen und Kartenspielen und drang auf die Anstellung von möglichst vielen Anhängern der Sekte des Verfassers. Präsident Pritchett summiert das Dilemma wie folgt auf: ‚Der Hauptfehler, den der Aufsichtsrat beging, war, daß er Regierung mit Verwaltung verwechselte. Er war angestellt, die Universität von Oklahoma zu regieren, eine Aufgabe, der er vollständig gewachsen war. Anstatt dessen unternahm er es, sie zu verwalten, dazu war er absolut unfähig.' Mit anderen Worten, er wollte Fachleuten ins Handwerk pfuschen."

Der Austauschprofessor Benjamin Ide Wheeler, mit dessen Worten (Unterricht und Demokratie in Amerika, 1910, S. 177 ff.) ich dies erzählt habe, nennt den Vorfall „betrüblich, als Amerikaner spreche man nicht gern davon"; aber er meint, man brauche sich deshalb doch nicht dauernd entmutigen zu lassen; denn „er liege nicht in der Richtung der Entwickelung". Bei uns in Deutschland wäre so etwas überhaupt nicht möglich: die akademische Freiheit hat sich bei uns doch ganz anders durchgesetzt und stabilisiert als in Amerika, wo gerade die Demokratie wünscht und wünschen muß, daß ihre Professoren und daß die Wissenschaft und deren Lehre in Einklang stehen und bleiben mit der öffentlichen Meinung. Diesen Einklang sucht sie daher vom Prozeß des Sokrates an bis herab ins zwanzigste Jahrhundert gelegentlich sogar mit Gewalt zu erzwingen. Und in Amerika haben bei dem Vorkommnis in Oklahoma auch kirchliche Einflüsse eine Rolle gespielt. Ein solches Verfahren wäre nun natürlich auch in Frankfurt, einer so großen, so freien und so gebildeten Stadt, trotz etwaiger nichtfach-

verständiger Mitglieder des Kuratoriums schlechterdings ausgeschlossen; und gegen den Versuch lokaler Übergriffe bliebe ja immer noch der Appell an den Staat übrig. Aber beide, Staat und Stadt, mögen es uns verzeihen: wir sehen in jeder Abhängigkeit mehr eine weitere mögliche Gefahr und eine Bedrohung der Lehrfreiheit, und weil wir diese für den Lebensodem der deutschen Universitäten halten, ohne den sie nicht gedeihen und nicht existieren können, deswegen halten wir Wachsamkeit und Mißtrauen für unser Recht und für unsere Pflicht und kämpfen darum wie der Soldat um seine Fahne.

Das gilt wie von Frankfurt so auch von Hamburg, wo der kolonialwissenschaftlichen Fakultät ein kaufmännischer Beirat beigegeben und gewisse Institute der Universität einer „Kommission für die Wissenschaftlichen Anstalten" unterstellt werden sollen. Aber hier ist die Gefahr ausdrücklich erkannt und anerkannt und ihr deshalb zum voraus die Spitze abgebrochen durch die Bestimmung: „Ferner ist mit Rücksicht auf die unter allen Umständen aufrechtzuerhaltende Lehrfreiheit auch der Schein einer etwaigen direkten oder indirekten Beeinflussung der Aufsichtsinstanz durch politische oder andere Parteimeinungen zu vermeiden, wenn die Hamburgische Universität von vornherein auch im übrigen Deutschland das ihr gebührende Ansehen genießen soll." Und auch der bisherige Kaufmännische Beirat des Kolonialinstituts hat ebenso ausdrücklich anerkannt, „daß selbstverständlich ein Einfluß von Vertretern der Kaufmannschaft auf die Lehrtätigkeit der Universität und die Berufung von Professoren grundsätzlich ausgeschlossen erscheinen und die volle Unabhängigkeit der Universität gewahrt werden müsse." Angesichts dieses festen Entschlusses kann man in Hamburg der Entwickelung der Dinge mit Vertrauen entgegensehen und die Beteiligung der Kaufmannschaft vielmehr nur als Garantie für das bleibende Interesse derselben an den eigenartigen Aufgaben der aus dem Kolonialinstitut hervorgegangenen Universität begrüßen. Wachsamkeit darüber, daß jene guten Vorsätze nicht in Vergessenheit geraten, wird aber auch hier immer am Platze sein.

IV. Der Student: Lern- und Lebensfreiheit.

Und nun vom Professor zum Studenten!

Viel notwendiger, aber auch viel schwieriger als eine Psychologie des Professors wäre es, die Seele des deutschen Studenten zu analysieren. Auch da gibt es Witzblattfiguren: den Renommisten mit den vielen Schmissen und den feucht-fröhlichen Zecher mit wenig Witz und viel Behagen, den unbequemen Zimmerherrn, den schlechten Zahler und den bösen Schuldenmacher, den versumpften Nichtstuer und den lustigen Ulker, den ewig um Geld schreibenden Neffen und den nie zum Examen kommenden oder den im Examen immer wieder durchfallenden Bummler und Verbummler. Die Bilder sind hier dem Leben richtiger abgelauscht als beim Professor, aber sie sind doch recht von der Oberfläche und von der Minderheit hergenommen: solche Studenten gibt es; aber sie sind Ausnahmen. Der deutsche Student sieht anders aus, seine Typen sind vielgestaltiger, sind komplizierter und feiner. Da haben wir den tumben, schüchternen Jungen und die idealistische, weltfremde Parsifalnatur, den derben Naturburschen und den guten Kameraden, den fleißigen Arbeiter und das junge Genie, den leicht zu begeisternden Idealisten und den wissenschaftlich lebhaft zu interessierenden Lernkopf, den überall herumnaschenden Dilettanten und den einseitig sich bornierenden Brotstudenten, den kümmerlich sich durchhungernden und mühsam sein Brot sich verdienenden Stundengeber und den flotten und leichtlebigen Genießling, den eleganten und aalglatten Diplomaten und den blasierten und eiteln Ästheten, den Snob und den Gigerl, den Streber und den Banausen, — aber über ihnen allen, über Gerechten und Ungerechten, leuchtend die Sonne ewiger Jugend, die mit ihrer Idealität und ihrer Poesie in dieser schönsten Zeit des Lebens die jungen Menschen über sich selbst hinaushebt und ihnen etwas mitgibt, an dem doch die meisten von uns ihr Leben lang zehren, und das wir in der Erinnerung festhalten als das Köstlichste, woran wir wenigstens einmal teilgehabt haben. Mit dem „Herr Pastur" in Fritz Reuters „Hanne Nüte" sagen wir alten Akademiker alle: Ich würde doch nach Jena gehn!

Aber auch das soll sich ja demnächst vor Ihren eigenen Augen hier in Frankfurt abspielen, obwohl die Romantik des deutschen Studentenlebens sich nicht in den großen Städten, sondern ganz nur in den engen buckligen Gassen von Alt-Heidelberg, von Tübingen

oder Jena zu entfalten vermag. Und so reden wir nicht davon, sondern auch jetzt wieder zuerst und vor allem von der Voraussetzung dieses studentischen Lebens und Treibens, von der akademischen Freiheit des deutschen Studenten, die sich aber hier in zwei Formen, der der Lern- und der der Lebensfreiheit, darstellt und auswirkt.

A. Die Lernfreiheit.

Der Lehrfreiheit des Professors entspricht die Lernfreiheit des Studenten. Worin sie besteht, ist bald gesagt. Die Freiheit faul zu sein und zu schwänzen, die Freiheit nicht zu studieren hat man sie wohl spottend genannt. Und es ist wahr, der Student kann statt zu arbeiten faul sein, statt ins Kolleg zu gehen schwänzen, statt zu Hause für sich fleißig zu studieren, kneipen und bummeln: niemand verbietet es ihm, wenn er es sich nicht selber verbietet, niemand hindert ihn daran, wenn ihn nicht der eigene innere Trieb zu Fleiß und Arbeit treibt. Darin liegt gleich von vornherein die große Gefahr dieser schrankenlosen Lernfreiheit: sie heißt Verbummeln.

Aber da das natürlich nicht der Zweck der dem Studenten gewährten und gelassenen Freiheit ist und sein kann, so wird sich auch noch etwas anderes darunter verstehen lassen als das Nichtstunkönnen. Nicht um das einfache Entweder — Oder, Studieren oder Nichtstudieren, Arbeiten oder Nichtarbeiten handelt es sich, sondern um die Freiheit *des* Studierens und *im* Studieren. Dem Nichtstuer steht als das andere Extrem der gegenüber, der alles, aber auch nur alles das tut, was er muß, für das Examen braucht und notwendig hat, der Brotstudent, wie Schiller diese Art des „Gelehrten" so glücklich getauft hat, der junge und doch eigentlich ganz unjugendliche Banause, der vom ersten Tag seiner Studienzeit an zielbewußt auf das Examen losarbeitet und alles beiseite läßt, was dafür keinen unmittelbaren Wert hat, also mit gebundener Marschroute studiert: er hört nur Vorlesungen in den Fächern, in denen er sich examinieren lassen will oder muß, hört nur bei den Professoren, von denen er erwartet, daß sie ihn später prüfen werden, und begnügt sich namentlich in den „Nebenfächern" mit den kleinsten Lehrbüchern und den dürftigsten Kompendien. Dem gegenüber besteht die Lernfreiheit in dem Recht des Studenten, „seinen Studiengang einzurichten, wie er es für richtig hält", und besteht weiterhin und mehr innerlich darin, daß man sich in seinem Studieren einen derartigen Zwang nicht gefallen und nicht

aufnötigen läßt, daß man über das Notwendige und Nächstliegende hinausgreift und allerlei Allotria treibt, hört, was und wer einem gefällt, und treibt, was einen interessiert. Auch das sieht oft aus wie Unfleiß, namentlich Professoren nennen es so, wenn der Student um dieser „Allotria" willen ihre Vorlesungen nicht belegt oder schwänzt; und ist es doch nicht. Gerade die regsamsten und strebsamsten jungen Menschen sind die, die gern alles wissen und lernen möchten, die jetzt ein medizinisches und daneben ein theologisches, jetzt ein philosophisches und daneben ein naturwissenschaftliches Kolleg hören; die eine Vorlesung schwänzen, weil im Hörsaal nebenan heute ein besonders interessantes Thema behandelt werden soll; die eine Vorlesung mitten darin aufgeben, weil sie ihnen zu hoch oder zu elementar ist und sie einsehen, daß sie wenig oder nichts davon haben. Da stecken freilich auch Gefahren, die Gefahr des sich Verlierens und Verplemperns, die Gefahr eines naschhaften Dilettantismus und mangelnder Konzentration, die Gefahr der Oberflächlichkeit und eines genial sein wollenden Scheinens und Blendens. Das gibt die viel wissenden, aber nichts recht wissenden Studenten, die sich für alles mögliche interessieren und in der Hauptsache, in ihrem Fach niemals heimisch werden und deshalb nie zum Abschluß kommen, weil sie immer zu vornehm und geringschätzig auf das eigene Fachstudium mit allem Großen und Kleinen, was dazu gehört, und auf die nun eben doch einmal notwendige Examensarbeit herabgesehen haben.

Aber wenn das alles so gefährlich ist, warum schreibt man dann nicht einfach vor, welche Vorlesungen zu besuchen, an welchen Übungen teilzunehmen, welche Bücher zu lesen und welche Arbeiten zu machen sind, und gibt nicht von Semester zu Semester detaillierte Stundenpläne und „hodegetische" Studienanweisungen? oder wenn es da und dort geschieht, warum tut man es nicht allgemein, in allen Fakultäten und an allen Universitäten? Die Technischen Hochschulen stellen ja auch Studienpläne auf und schreiben den Studierenden für jedes Studienjahr Pflichtfächer vor. Warum tut man das nicht auch auf den Universitäten, sondern läßt hier, meistens wenigstens, den Studenten auf alle Gefahr hin seinen Weg sich selber suchen und finden — oder auch nicht finden? Oder anders ausgedrückt: welches ist der Zweck der dem Studenten gewährten Lernfreiheit, und was will man durch sie erzieherisch erreichen? In der Schule muß der Knabe zwölf Jahre lang vorgeschriebene Arbeit tun, die sämtlichen Schulstunden regelmäßig

besuchen, das Aufgegebene gehorsam lernen und ausarbeiten und sich auf das Pensum der nächsten Stunde mehr oder weniger sorgsam vorbereiten — präparieren. Und nach der Universitätszeit ist es bei dem jungen Lehrer, aber auch beim Beamten kaum anders. Er hat auch wieder seine Schulstunden einzuhalten, seine Bureaustunden abzusitzen, sein Tagespensum zu erledigen, Vorgeschriebenes und Aufgegebenes pünktlich und gehorsam aufzuarbeiten. Aber ist das ein guter Beamter, der alles das nur gezwungen und der immer nur das tut, was er muß und nur so viel oder so wenig tut, als man, als Mindestleistung sozusagen, von ihm fordert? Und wird ein solcher Mietling in drängender Stunde, in Not und Gefahr eigene Initiative haben und zeigen und Ungebotenes und mehr als das Gebotene leisten wollen? Das sind auch unter unseren Beamten, Lehrern und Geistlichen die Handwerker und Banausen, die Brotbeamten und Stundenhalter, auf die sich in außergewöhnlichen Zeiten Volk und Staat nicht verlassen kann. Deshalb müssen unsere Beamten so erzogen werden, daß sie freiwillig leisten, was sie sollen, und aus eigener Initiative heraus tun, was notwendig ist, auch wenn niemand da ist, der es ihnen gebietet. Und dazu dient die zwischen die Pflichtarbeit in der Schule und die Pflichtarbeit im Staatsdienst und Beruf eingeschobene Zeit freiwilliger Arbeit auf der Universität. So ist historisch Wilhelm v. Humboldt mit seinen freien Universitäten Mitarbeiter gewesen und hat Vorbereitung und Ergänzung gegeben für die auf Selbständigkeit aufgebaute und auf Selbständigkeit abzielende Stein-Hardenbergische Verwaltungsreform in Preußen. Der Zusammenbruch des absolutistischen Beamtenstaates nach der Schlacht von Jena hing ja doch auch damit zusammen, daß die Universitäten veraltet und die Beamtenerziehung unfrei geworden war. Also mußte hier die bessernde Hand angelegt werden. Und das erwarten wir als Erfolg von unserem System der Lernfreiheit. Wir glauben, daß der fleißige Student, der heute doch wohl die Regel ist, fleißiger ist als der fleißige Schüler und als der fleißige Beamte, gerade weil er auch nicht fleißig sein kann: als eine freie ist seine Leistung eine sittliche, ein Aufnehmen der Pflicht in den eigenen Willen und eine Schulung dieses Willens, aus eigener Initiative hervorgehend und daher auch zu eigener, freier Initiative und zu selbständigem Leisten und Handeln erziehend; es ist die vom Sollen zum Wollen fortschreitende Versöhnung von Pflicht und Neigung. Deshalb werden unsere Beamten in Frei-

heit erzogen, daß sie in Freiheit besser und gut machen, was sie gezwungen schlechter und weniger gut machen würden.

Aber so ganz sich selber überlassen ist der Student bei seinem Studium doch nicht. Was einer zwölf Jahre lang gezwungen getan und geübt hat, daran hat er sich gewöhnt, sollte man denken. Und so bringt denn auch der Student aus der Schule nicht nur eine Summe von Kenntnissen, sondern wirklich auch die Gewöhnung an Fleiß und regelmäßige Arbeit mit. Arbeiten lehren — das ist die Aufgabe der Schule als einer Arbeitsschule; arbeiten lernen und arbeiten können — das ist das Ergebnis, das der junge Mensch aus der Schule als einer Arbeitsgemeinschaft mit hinausträgt ins Leben. Und am Schluß der Studienzeit steht dann für die meisten das Examen, das nun doch für viele als ein heilsamer Zwang zum Sichkonzentrieren und -beschränken und zur geregelten und abschließenden Arbeit wirkt und dem ziel- und zuchtlosen Umherschweifen in allen möglichen Gebieten des Wissens ein heilsames Ende bereitet. Es muß gemacht werden, kann aber ohne energische Arbeit nicht gemacht werden. Und wenn heute bei der Überfüllung der Universitäten und der Berufe die Dreier-Juristen und die Lehramtskandidaten mit schlechten Noten wenig Aussicht auf Verwendung und Anstellung haben, so wirkt auch das als ein Reiz und ein Ansporn mehr, oder wenn Sie wollen, geradezu als Zwang zu einem sich doch nicht mit dem Allernotwendigsten nur begnügenden Maß von Arbeit und Fleiß. Endlich sind auch wir Professoren als Mahner, Berater und Helfer da. Von den Teilnehmern an den Seminarübungen verlangen wir regelmäßigen Besuch; denn hier wird auf die Mitarbeit jedes einzelnen gerechnet. Wer ausbleibt, muß sich vorher oder, wenn das nicht möglich ist, unmittelbar nachher persönlich oder schriftlich entschuldigen; versäumt er es, so wird er aus der Liste der Teilnehmer gestrichen. Und hier wird natürlich auch der Fleiß kontrolliert. Wir sehen, was einer weiß oder nicht weiß, ob er gearbeitet oder nicht gearbeitet hat. Ein lauter oder leiser Tadel vor den Kommilitonen, je nach dem Temperament des Professors, oder eine ernste Zwiesprache unter vier Augen in der Sprechstunde, sie bewirken oft Wunder. Und noch ein anderes läßt sich tun. Ich bin ein entschiedener Gegner jener schablonenmäßigen Lehr- und Studienpläne für Studenten, ob sie nun bloß zur Nachachtung empfohlen oder geradezu vorgeschrieben werden: sie können sich der Individualität nicht anpassen und verleiten daher leicht zu einem Sichbegnügen mit dem Allernotwen-

digsten und zu ungebildeter fachlicher Einseitigkeit. Das würde ich auch für die Technischen Hochschulen befürchten, will aber nicht entscheiden, ob es für sie nicht doch nötig und richtig ist und „der Erfolg dem System recht gibt, weil sich hier die verschiedenen Lehrgebiete planmäßig aufeinander aufbauen". Wenn ja, so würde das nur beweisen, daß sie in die akademische Freiheit eben erst noch hineinzuwachsen haben; denn daß diese „darunter leidet", wird doch kaum zu bestreiten sein. Universitätsstudenten müssen sich jedenfalls ihren Weg und Studiengang selber suchen und werden sich dabei am besten von älteren Kommilitonen helfen und ganz frei beraten lassen. Aber daß der Student mit Fragen darüber vertrauensvoll auch zum Professor kommt und ihn privatim und persönlich-individuell über die Auswahl seiner Vorlesungen oder seiner Lektüre um Rat fragt, das freilich gehört auch mit zum Wesen einer Universität als universitas magistrorum et studentium und geschieht auch viel häufiger und viel intensiver, als die Außenstehenden das wissen und sich vorstellen. Daß dazu von seiten des Professors viel Takt nötig ist, damit diese Beratung nicht zu einer Kritik an seinen Kollegen werde, dies nur nebenbei.

Auf diese Weise bilden wir trotz aller Freiheit mit unseren Studenten zusammen eine Arbeitsgemeinschaft, in der keiner, der Rat, Hilfe, Ermutigung braucht und sucht, sich verlassen fühlen darf. Der Student kann tun, was er will, er kann aber auch wissen, was er tun soll; der Professor aber muß sich stets bewußt bleiben, daß er für die Studenten da ist und für sie allezeit erreichbar und ihnen zugänglich sein muß. Daher ist in großen Städten das Zusammenwohnen von Professoren und Studenten in einer Art erweitertem Quartier latin immer noch zu empfehlen und wünschenswert.

So ist die Lernfreiheit des Studenten keine absolute, sie hat ihre inneren und äußeren Schranken. Aber weil sie trotzdem die großen Gefahren in sich birgt, von denen ich gesprochen habe, so ist sie auch immer wieder in ihrem Werte angezweifelt und in ihrer Existenz bedroht. Namentlich denkt man im examenslustigen Deutschland gern an die Einrichtung von Zwischenexamina, vor denen uns, soweit sie nicht wie in der Medizin aus besonderem Grund schon existieren, Gott bewahren möge! Weil sie aber so anfechtbar ist, diese Lernfreiheit der Studenten, und in ihrer Notwendigkeit und Nützlichkeit nicht so allgemein anerkannt wird, wie die Lehrfreiheit der Professoren, deswegen läßt sie sich nur vom Studenten selbst

behaupten und schützen — dadurch, daß er sie so wenig als möglich mißbraucht. Fleißig studieren, das ist, so paradox es klingt, der wirksamste und der einzige Schutz für die Freiheit des Studenten, auch faul sein und nichts tun zu können.

B. Die Lebensfreiheit.

Die akademische Freiheit bestand ursprünglich wesentlich darin, daß die Studenten eximiert und privilegiert waren und einer eigenen, der akademischen Gerichtsbarkeit, unterstanden. Das war im Mittelalter und blieb so bis herein in die jüngste Vergangenheit. Aber diese akademische Gerichtsbarkeit war lax und war schlecht, fast gar nach dem Grundsatz von den Krähen, die einander kein Auge aushacken; und sie widersprach dem Zug einer demokratisch werdenden Zeit, die Gleichheit aller vor dem Gesetz und gleiches Recht für alle verlangt. So ist sie im neuen Deutschen Reich verschwunden. Der Student untersteht wie jeder andere Staatsbürger den allgemeinen Reichs- und Landesgesetzen und der polizeilichen Ortsgewalt, höchstens daß wir von dieser letzteren in einer Universitätsstadt ein bißchen mehr Verständnis und Humor verlangen, als sie im allgemeinen, und so wohl bisher auch hier in Frankfurt, zu haben und zu zeigen pflegt. Als Rektor hat man reichlich Gelegenheit, zwischen humorhabenden und humorlosen Schutzleuten zu unterscheiden. Darin wird man also auch hier zuzulernen haben. Aber der Student von heute ist nicht bloß dem Gesetz und der Polizei gegenüber nicht freier als andere junge Menschen seines Alters, er steht außerdem noch unter der akademischen Disziplinargewalt, die das, was die Polizei geahndet hat, noch einmal rügen kann oder auch, was von seiten des Gerichts und der Polizei straflos bleibt, von sich aus strafen kann. Denn ihre Aufgabe ist, nicht nur Zuwiderhandlungen gegen ausdrückliche Anordnungen von Rektor und Senat, sondern auch ein Verhalten, das Ordnung, Sitte oder Ansehen der Universität gefährdet, von sich aus zu rügen. Die heute noch vielfach, namentlich in Preußen, geltenden Disziplinarvorschriften gehen, wie Ministerialdirektor Althoff im Jahre 1905 selbst zugegeben hat, „nach unseren heutigen Begriffen sehr weit in der Beschränkung der akademischen Freiheit, so daß sie für die jetzige Zeit eigentlich nicht mehr ganz passen und man sich fragen kann, ob man nicht einmal an eine Revision dieses Gesetzes denken sollte". Im Verfolg dieser Äußerung hat der Freistudentische Bund im Dezember 1912 den Ent-

wurf eines solchen Gesetzes nebst Gutachten einzelner Universitätsprofessoren der Öffentlichkeit vorgelegt, und es wird ja, da die gesetzgebenden Faktoren und die Vertreter der Universitäten die Mängel der geltenden Disziplinargesetzgebung anerkannt haben und zu ihrer Verbesserung bereit sind, in absehbarer Zeit zu einer solchen kommen. Die Hauptforderung dieses Entwurfes ist, daß das Verfahren mit den nötigen Kautelen für den Angeklagten umgeben werde, was man wohl wird billigen können, aber in seiner Bedeutung nicht wird überschätzen dürfen. Erfreulicher ist, daß die Karzerstrafe verschwinden soll. Wir in Straßburg sind von Anfang an ohne sie trefflich ausgekommen; der Karzer, den die älteren Universitäten haben, und die Karzerstrafe ist ein Anachronismus und meistens mehr Ulk als Strafe. Aber auch die Geldstrafen, die im Entwurf bis zur Höhe von 20 Mk. vorgesehen sind, halte ich für überflüssig und glaube auch von ihnen, daß sie, wie die allzu kleinen Stipendien, auf die Studenten eher lachhaft als abschreckend oder gar erziehend wirken. Ich meine, daß man mit einfacher und verschärfter Rüge, mit Androhung der Verweisung von der Universität (consilium abeundi) und mit wirklicher Relegation vollständig auskommt. Nach meinen Erfahrungen als Rektor erreicht man bei Studenten am meisten dadurch, daß man sie versteht und zu nehmen weiß.

Aus dem Gesagten geht nun aber nur noch einmal hervor, daß der Student in dieser äußeren Hinsicht nicht freier, sondern im Gegenteil doppelt abhängig ist, zumal dann, wenn er einer Korporation angehört und nun auch deren Ordnungen und Anordnungen zu respektieren und aufrechtzuerhalten, deren Ehre und Ehrenhaftigkeit in sich und allen ihren Mitgliedern mit zu wahren und zu schützen hat.

Wenn aber die akademische Freiheit des Studenten nicht mehr in einem Äußerlichen besteht, so kann sie, wenn sie irgendwo zu finden ist, nur als ein Inneres und in einem Innerlichen gesucht werden. Der Student lebt losgelöst von seiner Familie als ein Fremder und Unbekannter, unbeaufsichtigt und unbeachtet in einer fremden Stadt. Zu Hause hat er müssen Rücksicht nehmen auf die anderen Familienglieder, sich nach der Hausordnung, den Lebensgewohnheiten der Eltern, den Sitten und Anschauungen der Kleinstadt und den Ansprüchen des häuslichen Verkehrs, nach der Schulordnung und nach den Verboten und der Erlaubnis von Eltern und Lehrern richten. Das alles fällt nun mit einem Schlage

weg: er braucht auf niemand Rücksicht zu nehmen, niemand um Erlaubnis zu fragen oder schuljungenmäßig zu hintergehen, er kann sich sein Leben einrichten wie er will. In dieser goldenen und goldeswerten Rücksichtslosigkeit und Ungebundenheit besteht das, was man akademische Lebensfreiheit nennt; und deswegen ist mir der studentische Naturbursche und der tumbe Junge so viel lieber als der gewandte Elegant und der formsichere Diplomat: nur jener entspricht der Idee des Studenten.

Auch hier liegen die Gefahren dieser Freiheit sofort wieder zutage. Und wir machen die Sache durch das Plötzliche und Unvermittelte des Übergangs aus der vielfachen Gebundenheit und Abhängigkeit des Hausſohns und des Schülers in die schrankenlose Freiheit und Rücksichtslosigkeit des studentischen Lebens noch einmal gefährlicher, als sie an und für sich schon ist. Wie man durch ein allmähliches Lockerlassen der Zügel im Elternhause und in der Schule den Wechsel weniger schroff und damit den Sprung — ein solcher wird es immer bleiben — weniger gefährlich machen kann, dieses pädagogische Kunststück, an dem man ja gegenwärtig vielfach herumexperimentiert, ist hier nicht zu erörtern. Und noch aus einem dritten Grunde wird die Gefahr größer — durch die laxe und den Söhnen nicht verborgen bleibende Meinung vieler Väter, daß sich der Sohn Student müsse austoben dürfen, wie sich der Vater in seiner Jugend ausgetobt habe; oder, wie man es heute vornehmer und feiner, fast gar philosophisch ausdrückt: der Jugend müsse das Recht sich auszuleben gewahrt werden. Als ob der junge Mensch sich nicht zuerst einmal einleben, in das Leben hereinleben, erst einmal, wie Lessing seiner Mutter schrieb, „nun auch leben lernen“ müßte! Das Exzedieren in Bacho und in Venere ist die gewöhnlichste und die gemeinste Form dieses Sichauslebens, das dann vielmehr nach dem Goethewort

Genießen macht gemein

zum Sichselbstverlieren wird. Und wir alle, die wir auf Hochschulen gewesen sind, wissen aus mannigfachen Erlebnissen an Bekannten und Freunden, wie viele daran zugrunde gehen, wenn auch kein Lied, kein Heldenbuch die Namen dieser Verlorenen meldet.

Da darf man nun wiederum fragen: muß denn das sein? Ist nicht mit solchen Opfern das Geschenk der studentischen Lebensfreiheit zu teuer erkauft? Und was vermag sie denn als Gegengewicht

und Gegenleistung in die andere Wagschale zu legen? Der Wert dieses freien Lebens scheint mir ein doppelter, der Gewinn ein individueller und ein sozialer zugleich zu sein. Zunächst verhält es sich damit ähnlich wie mit der Lernfreiheit. Für die Legalität und die Moralität des Kindes im Elternhaus und des Knaben in der Schule kommen andere auf: Eltern und Lehrer sind es auch hier, die verbieten und gebieten, erlauben und abschlagen und den Knaben so, wie am Gängelband, durch alle Fährnisse und Versuchungen mehr oder weniger glücklich und geschickt hindurchleiten und -geleiten. Seine Sittlichkeit ist die unfreie des Unmündigen, seine erste, fast einzige Tugend und Pflicht ist lange Zeit — auch wenn man das heutzutage nicht gerne mehr hören mag — die des Gehorsams gegen fremde Autorität. Wahre Sittlichkeit aber ist nicht die unfrei gebundene, sondern die freiwillige und aus eigener Wahl und eigenem Entschluß herauswachsende. Auch hier sollen wir wollen, was wir müssen. Freiheit lernt sich nur in Freiheit. Zu Haus, inmitten der gewohnten Verhältnisse, bleibt der junge Mensch unfrei, höchstens halb frei: er muß der Sitte des Hauses und den Verpflichtungen der Familie und der Gesellschaft gegenüber Rücksicht nehmen; deshalb ist einer, der zu Haus studiert, immer nur ein halber Student: darüber soll man sich auch in Frankfurt und in Hamburg nicht täuschen. Nur in der fremden Stadt für den dort Unbekannten fallen alle solche Verpflichtungen weg, dort braucht er auf niemand und auf nichts Rücksicht zu nehmen, hat auch hierin keine Voraussetzungen, keine Tradition und keine Bindungen. Und niemand hält ihn: so muß er sich selber innerlich den Halt geben, der ihm von außen nicht mehr kommt. Niemand sagt ihm, was im einzelnen Fall gut und recht ist: so muß er sich selber besinnen und sich selber sagen, was er zu tun und zu lassen habe, und für sein Tun die ganze Verantwortung auf sich nehmen. Das alles bildet den Charakter des im Strom der studentischen Welt schwimmenden und doch auf sich selber da ganz allein stehenden Individuums.

Aber wenn sich der Student besinnt über das, was sittlich ist, so sieht er auch, wieviel Unvernunft, Torheit und Wertlosigkeit in dem liegt, was wir sittlich und Sitte nennen: er wird zum Kritiker des geltenden Sitten- und Moralkodex. In diesen Sittenkodex sind wir Erwachsenen alle und ist jedenfalls die Mehrzahl von uns durch die Macht der Gewohnheit, durch die Angst aufzufallen und von dem, wie die anderen es halten, abzuweichen, durch

die Rücksicht auf das, was die Welt dazu sagt, ganz unfrei hineingewachsen und hineingebunden. Das gibt Verknöcherungen und Verkalkungen in unserem Kulturleben und in unserer Sitte und Sittlichkeit. Da kommt der Student mit seiner Rücksichtslosigkeit und Gleichgültigkeit, mit seiner „Wurschthaftigkeit" gegen das, was gilt, seiner Respektlosigkeit vor dem, „was grau für Alter ist", mit dem Mut seines persönlichen Sichdarüberhinwegsetzens, mit seiner kecken Verhöhnung aller Zöpfe und seiner spottlustigen Kritik an aller Philisterweisheit; und durch alles das wirkt er wie ein luftreinigendes Gewitter. In Universitätsstädten wird daher der Ton des gesellschaftlichen Verkehrs freier, die Lebenshaltung individueller: auch das wird Frankfurt spüren und es wohltätig empfinden, wenn einmal die Studenten hier sind.

Und von der Zeit dieser gesunden, unbekümmerten Rücksichtslosigkeit nimmt dann der junge Mensch etwas mit hinaus und hinein in das Leben und in die Zeit, wo er selber nun Philister sein muß, und erhält so in sich, und je mehr er später im Leben wird und bedeutet und sich durchsetzt, auch bei anderen das sittliche Leben im Fluß; er bringt aus der Studentenzeit den Mut mit, anders zu sein als die anderen, den Mut, auch an der Sitte zu rütteln, zu bessern und zu reformieren. So ist die Studentenzeit für uns und für unsere ganze deutsche Welt ein Jungbrunnen, aus dem wir alle schöpfen.

Trinke Mut des reinen Lebens!
Dann verstehst du die Belehrung,
Kommst mit ängstlicher Beschwörung
Nicht zurück an diesen Ort

der unfreien Philistersitte und der feigen Philisterunterwerfung unter die Sitte bloß deswegen, weil sie Sitte ist und gilt. Das ist das Zauberwort der „neuen" Sitte und der „neuen" Ethik, die nicht erst auf die Frauenrechtlerinnen und die Mutterschutzbewegung warten mußte, sondern die als beständig sich wandelnde und neu werdende immer schon da war und da ist, und die auch dann da sein kann, wo man sich der Sitte als einer vernünftigen gerne und freiwillig unterwirft oder sie als etwas Gleichgültiges festhält und hat, als hätte man sie nicht, und nicht von ihr gehabt und beherrscht wird.

Darum sehe ich in dieser dem Studenten gewährten Lebensfreiheit ein Großes — für den Studenten selbst und für seine individuelle Charakterbildung, und für unser Volk im ganzen und für die

beständige Um- und Weiterbildung seiner sonst allzu leicht verknöchernden Sitte und Sittlichkeit. Ein Großes. Aber wie schon gesagt auch ein Gefährliches. Deshalb schauen wir uns auch hier wieder um nach Anker und Halt, ohne den wir den jungen Menschen doch nicht ins Leben hinein entlassen möchten. Und da frage ich zuerst wieder: sind denn achtzehn Jahre häuslichen Umfriedetseins und zwölf Jahre einer vernünftig vom Unfreien ins Freie sich abstufenden Schulzucht gar nichts? Geben wir damit dem jungen Menschen nicht einen Fonds mit in sein Leben, der nun in der Studentenzeit Frucht und Zins tragen soll? Man spricht von der „Kinderstube", die einer mitbringe, und denkt dabei zunächst nur an den Segen guter und gebildeter Umgangsformen; viel wichtiger ist die sittliche Kinderstube, aus der heraus der Student auf die Hochschule kommt und die er dorthin mitnimmt. Wie es damit in seinem Elternhaus bestellt ist, das mache ich mich anheischig, jedem Studenten, der mir im Seminar oder im persönlichen Verkehr näher gekommen ist, auf den Kopf zuzusagen. Und daß ihm von diesem Fonds immer wieder neue Kraft zugeht, dafür sorgen die Briefe der Mutter und des Vaters oder an Mutter und Vater, wenn sie auch mit der Zeit etwas spärlicher werden und nur bei Muttersöhnchen alltäglich eintreffen, und dafür sorgt in den Ferien die Berührung mit dem Heimatboden, dem er entstammt, wie dem Riesen Antaios die Berührung mit der Mutter Erde immer neue Kraft gegeben hat.

Zum zweiten aber — die Arbeit und speziell die wissenschaftliche Arbeit geht nicht bloß den Kopf an. Das ist ein Vorurteil, das man nach einer langen Zeit der Überschätzung heute so vielfach dem Intellektualismus entgegenbringt und das nun gedankenlos einer dem anderen nachredet. Es ist aber darum doch nicht wahr. Arbeit ist Willensbildung; und die wissenschaftliche Arbeit mit ihrem Anspruch auf Objektivität, daß man über der Sache sich und seine kleine Person vergesse, mit ihrer Verpflichtung zur Gewissenhaftigkeit, zum Ernstnehmen auch des Kleinen und Kleinsten, zum Wahr- und Wahrhaftigsein gegen sich und gegen andere, zum Anerkennen und Eingestehen, daß und wo man geirrt hat, diese Arbeit als ein Eingereihtwerden in das überindividuelle Reich der Wissenschaft und der Wahrheit ist eine solche Willensbildung in ganz eminentem Sinn. Der fleißige Student hat einfach keine Zeit zum Liederlichsein und Liederlichwerden, zur Frühmesse und zum Alkoholismus, zum Nur-mit-sich-selbst-Be-

schäftigtsein und zum ewigen Sichselbstbespiegeln und eiteln Sichwichtignehmen. Auch hier ist Faulheit aller Laster Anfang und Fleiß der beste sittliche Schutz und sittliche Halt.

Endlich, der Student steht nicht allein. Ganz als Einsamer und als Einsiedler lebt von den Tausenden kaum einer. Zu unseren schönsten Universitätserinnerungen und dauerhaftesten Universitätserrungenschaften gehören die Freundschaften, die wir mit gleichgesinnten und gleichstrebenden Altersgenossen geschlossen haben und die meist das ganze Leben durchhalten. Darin besteht die vielgerühmte und vielbesungene Poesie des Studentenlebens, die alte ewig junge Burschenherrlichkeit. Aber nicht um das Schöne und das Poesievolle daran ist es uns hier zu tun, sondern um den sittlichen Halt, den die jungen Menschen aneinander und durcheinander finden und haben.

Hier liegt auch der sittliche Wert des studentischen Korporationswesens. Er drückte sich früher zum Teil ganz direkt aus in dem sogenannten Keuschheits- oder Sittlichkeitsparagraphen der Verbindungssatzungen, und es ist gewiß kein gutes Zeichen, daß derselbe immer mehr aus diesen Statuten verschwunden ist; obwohl ich natürlich wohl weiß, daß es auch hier nicht der Buchstabe tut, sondern alles auf den Geist ankommt, der in einer Korporation herrscht. Und Träger dieses Geistes ist kein Paragraph, sondern das sind Menschen, die einzelnen, vor allem die älteren, führenden Mitglieder, bei denen deshalb so viel davon abhängt, wodurch sie den Jüngeren imponieren und wozu sie sie erziehen. Was aber in einer studentischen Korporation dem einzelnen vor allem Haltung und Halt gibt, das ist die Ehre. Gewiß ist das Ehrgefühl der Studenten auch ein Moloch, der viele verschlingt, etwas ganz Äußerliches, das oft im Paukkomment und auf der Mensur seine höchste oder gar einzige Betätigung sucht und findet. Standesgefühl und Standeshochmut und törichte Vorurteile aller Art haben im Ehrbegriff ihren Sitz, und im Konflikt zwischen Ehre und Gewissen unterliegt nur zu oft das letztere. Auch ist es schlimm, daß der Student so viel Unehrenhaftes mit seiner Ehre für vereinbar hält, wie Faulheit und Asotie, leichtsinniges Schuldenmachen und über seine Verhältnisse leben aus der Tasche anderer. Aber daß Feigheit und Wortbruch beim heutigen Studenten für ehrlos gelten, ist doch schon etwas Sittliches; und daß man seine Farben, seine Verbindung öffentlich nicht blamieren darf, nötigt den jungen Mann zu einer gewissen Gehaltenheit und Besonnenheit in seinem

Auftreten, zu einer wenigstens äußeren Anständigkeit und einem taktvollen Benehmen, die doch so etwas wie Vorstufen und Vorhof der Sittlichkeit sind. Und endlich die sozialen Tugenden, die sich in einer solchen Gemeinschaft entwickeln, das Solidaritäts- und Verantwortlichkeitsgefühl: einer für alle und alle für einen! die Pflicht, nicht bloß über die eigene, sondern auch über die Ehre seines Nächsten zu wachen, ihn vor dem schweren Konflikt zwischen Ehre und Gewissen zu bewahren oder ihm in einem solchen Konflikt, wenn er doch kommt, ratend, helfend, mitsorgend zur Seite zu stehen, das Helfen und Mitsorgen überhaupt, wie es in jeder Korporation für ihre Mitglieder zur Pflicht und zum Recht wird, — das sind doch lauter sittliche oder, wie das häßliche Wort heißt, altruistische Elemente, die in der Eigenart und im Leben des Studenten selbst liegen und daraus herauswachsen und sich entwickeln lassen müssen.

Auch die Pflichten der Korporationen untereinander und gegen die Kommilitonen überhaupt, die Pflichten gegen die Universität, von der sie doch nur ein Teil und immer auch ein Glied sind, gehören hierher. Die studentischen Korporationen sind und fühlen zunächst ganz partikularistisch und vergessen und vernachlässigen in ihrem Korporationsegoismus den Zusammenhang mit dem Ganzen nur zu leicht; sie halten sich nur ihren Couleurbrüdern gegenüber zu Rücksicht und Teilnahme verpflichtet und schließen sich höchstens einmal unter sich zusammen, um sich gegen außen nur um so entschiedener abzuschließen. Und doch gibt es Anlässe, zunächst nach außen, dann aber auch im eigenen inneren Leben der Universität selbst, wo sich alle Angehörigen einer Universität als zusammengehörig fühlen und zeigen und den Grundsatz: alle für einen und einer für alle auch in diesem erweiterten Sinn zur Anwendung und Geltung bringen müssen. Dazu sind die allgemeinen Studentenausschüsse da, die freilich meistens nicht recht lebensfähig sind. Dies vielleicht vor allem deshalb, weil sie lange Zeit nur repräsentative Aufgaben hatten, eine Art Vergnügungskomitee für Kommerse, Fackelzüge und Feste waren. Demgegenüber hat die Freistudentenschaft neue Wege und neue Pflichten gezeigt. Wenn die Ausschüsse diese Wege betreten und namentlich gewisse soziale Aufgaben, ich nenne nur beispielsweise die der Unterstützung, des Arbeitsnachweises oder der Selbstbesteuerung, ihrerseits in die Hand nehmen wollten, so würden sich auch hier entsprechend den neuen Pflichten neue Tugenden entwickeln und der alte ur-

burschenschaftliche Gedanke einer Zusammenfassung aller deutschen Studenten an einer Universität zur Einheit und zu einem übergreifenden Ganzen irgendwie Gestalt gewinnen können.

Auch hier wieder lege ich weniger Wert auf eine allerdings notwendige Umgestaltung des studentischen Vereins- und Versammlungsrechts, wofür der Freistudentische Bund in der schon genannten Denkschrift ebenfalls Vorschläge gemacht hat, als auf Reformen aus eigener Initiative und eigener Kraft der Studentenschaft selbst heraus. Und weil bei diesen Aufgaben der Rat und die Unterstützung von solchen, die mehr Erfahrung und mehr Menschenkenntnis haben, nützlich und eine gewisse Kontinuität notwendig ist, so würde ich meinen, daß nur durch ein Zusammenarbeiten und Zusammenwirken von Dozenten und Studenten in Ausschüssen und Kommissionen das Ziel erreicht werden kann, wie das jetzt schon bei der Verwaltung der akademischen Lesezimmer vielfach der Fall ist. Ganz besonders aber würde ich es für eine weitere Aufgabe des Ausschusses halten, als Ehrengericht zu funktionieren, vor das alle studentischen Streitigkeiten schwerer Art zu bringen wären und dem gegenüber dann das Disziplinaramt nur die höhere Instanz bildete.

Doch darüber und über die Frage der Zusammensetzung der Studentenausschüsse ist in einem Buch über den deutschen Studenten weiteres zu sagen der Ort. Diese letztere hat übrigens etwas von der Quadratur des Zirkels an sich, da die Ansprüche der Korporationen und der Nichtinkorporierten noch zu weit auseinandergehen, indem jene ihre alte Vormachtstellung zu behaupten suchen, diese für sich eine ihrer Zahl oder Überzahl entsprechende Vertretung im Ausschuß verlangen. In Fluß gebracht wurde auch sie von der Freistudentenschaft, bei der sich jedoch der Streit um das Vertretungsprinzip dazwischen geschoben und sie alsbald selbst wieder gespalten und ihre Aktion gelähmt hat. Vertreten diese energischen Offiziere das ganze Heer der Nichtinkorporierten, auch ohne daß diese es wünschen und anerkennen, oder nur sich selbst, d. h. die wirklich bei ihnen eingeschriebenen Mitglieder? wodurch die Freistudentenschaft sofort selber wieder zur Korporation sich verengte und das ganze Problem einer Vertretung der Nichtinkorporierten nur noch einmal weiter zurückgeschoben würde. Dagegen und gegen die Gleichgültigkeit der meisten Nichtinkorporierten hilft auf die Dauer auch der Gedanke nichts, „den Ausschuß aus den beiden Kammern der Korporationen und der Nichtinkorporier-

ten zusammenzusetzen, die sich als gleichberechtigt gegenüberstehen und die Befugnis zu selbständigem Handeln besitzen". Über kurz oder lang würde das zu einer Zerreißung der Studentenschaft in zwei oder auch drei Teile und zu neuen um so heftigeren Streitigkeiten führen.[1]) Definitiv hilft auch hier nicht ein Äußeres, sondern nur die Wirkung des studentischen Zusammengehörigkeitsbewußtseins und in jedem einzelnen das Gefühl für die Pflichten, die er der Gesamtheit gegenüber hat. Auch die Korporationsstudenten müssen „heraus aus dem Turm" des Partikularismus und des Kantönligeistes, müssen sich mit dem neuen Geist erfüllen, die neuen Aufgaben auch zu den ihrigen machen und mit der vorwärtsdrängenden Freistudentenschaft zusammen den Weg suchen zur Einrichtung einer wirklichen Gesamtvertretung, die neben den alten repräsentativen auch die modernen sozialen und pädagogischen Pflichten zu übernehmen bereit und fähig ist.

Sehe ich aber noch einmal zurück auf dieses studentische Leben und Treiben im ganzen, so lasse ich mir das „Frei ist der Bursch" doch nicht gerne schelten oder gar beschneiden und einengen. Ich möchte nur auch darin, wie in der Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft mehr einen Grundsatz als eine fertige Tatsache, mehr eine Forderung und einen Imperativ an den deutschen Studenten sehen. Die Freiheit kann ihm niemand schenken,

sie ist nicht draußen, da sucht sie der Tor,
sie ist in dir, du bringst sie ewig hervor.

Daher muß sie erworben, von jedem jedesmal wieder neu erworben und behauptet werden, als ein Gut, das mehr ist als ein Recht, weil es eine Pflicht, des Studenten erste und heiligste Pflicht ist. Der Inhalt der studentischen Lebensfreiheit ist der Imperativ: sei frei und lerne leben! und ihr Sinn und Zweck ist: es müssen Jünglinge gewagt werden, um Männer zu werden; und wie überall, so beruht auch auf der Gefährlichkeit erst die Schönheit dieser Burschenherrlichkeit.

1) Allerdings scheint ein seit 1911 auf dieser Grundlage gebildeter Doppelausschuß in Leipzig vorläufig gut zu funktionieren; und so hat sich die „Denkschrift" des Freistudentischen Bundes diesen Weg als einen „durchaus gangbaren" für ihre Vorschläge zu eigen gemacht. Danach sind meine auf S. 159f des „Deutschen Studenten" 11. und 12. Aufl. dagegen erhobenen Bedenken im Text oben richtig gestellt.

V. Das akademische Studium.

Wir können an das im vorigen Vortrag Besprochene anknüpfen, an die studentischen Verbindungen, und wie dort von ihrer Notwendigkeit für die Charakterbildung, so hier von ihrem Wert für das akademische Studium reden. Freilich halten die Zugehörigkeit zu einer Korporation und die Verpflichtungen gegen seine Verbindung manchen auch über Gebühr vom Studium ab. Aber einmal ist das nicht nötig: man kann auch als Korporationsstudent ein fleißiger Student sein und kann gerade auch als einzelner und Einsamer verbummeln und in jenem dilettantischen Herumnippen und Herumtasten hoffnungslos versinken und verkommen; die genieimitierenden Ästheten und die Snobs sind in der Regel keine Verbindungsstudenten. Wo freilich in einer Verbindung der Trinkzwang, der eines freien Studenten ohnedies unwürdig ist und ihn aus einem Freien zum Sklaven macht, wo namentlich der obligatorische Frühschoppen mit dazu gehört und das Viel- und Schnelltrinkenkönnen Ruhm und Ehre bringt, da ist von einer Förderung des Studiums durch das Verbindungsleben keine Rede. Allein diese Zeiten sind — ich darf leider noch nicht sagen: vorbei, aber doch stark im Abflauen, die Rückständigkeit des deutschen Studenten dem Alkohol und seinen Gefahren gegenüber ist durch die Abstinenz- und Temperenzbewegung so weit überwunden, daß kaum mehr eine Korporation sich weigert, auch Abstinenten in ihre Reihen aufzunehmen; und damit verzichtet sie, prinzipiell wenigstens, auf die Torheit des Komments, wie er in der „guten alten Zeit" geübt worden ist und gegolten hat: durch Alkohol und Trinkzwang die Füchse zu honorigen Menschen erziehen zu wollen.

Worin besteht aber dann die Förderung des akademischen Studiums durch das Verbindungsleben? Man könnte meinen, die korporativen oder interkorporativen Fachvereinigungen wie Philologen- oder Mathematiker- oder Klinikervereine werden dabei und dafür das Beste leisten. Allein stellen Sie sich einen fleißigen Studenten vor, der morgens mathematische Vorlesungen hört, nachmittags zu Hause Mathematik treibt und am Abend am mathematischen Seminar sich beteiligt und betätigt, — und nun soll auch noch auf der Kneipe, zunächst wenigstens, ein mathematischer Vortrag angehört und über nichts als Mathematik gesprochen und verhandelt werden — „Fachsimpeln" nennt das

der Student mit Recht —: das ist ja entsetzlich, nicht bloß Mangel an Abwechslung und geistiger Erholung, eintönig und langweilig, nein es wäre geradezu geisttötend und in seiner Einseitigkeit absolut bildungsfeindlich.

Damit habe ich das Wort ausgesprochen, das ich beim akademischen Studium voranstellen möchte. Nicht nur um einzelne Fächer handelt es sich, darf es sich handeln auf der Universität, sondern um etwas, das wir im Begriff Bildung, allgemeiner Bildung zusammenfassen. Ich will nicht versuchen, was im vergangenen Herbst auf dem Kongreß des Bundes für Schulreform in München in Reden und im breitesten Hin und Her einer langen Diskussion unternommen worden und doch nicht gelungen ist, hier so nebenher die Frage zu beantworten: was heißt Bildung? So allgemein wird sie sich überhaupt nicht beantworten lassen. Beim Studenten verstehen wir darunter jedenfalls nicht bloß die Fachausbildung, die er sich auf der Hochschule zu erwerben hat, sondern ein etwas, das wir im Gegensatz dazu am besten gefühlsmäßig als allgemeine Bildung mit wissenschaftlichem Einschlag bezeichnen können. Eine solche allgemeine Bildung kann man sich teilweise schon durch das Anhören von allerlei allgemeinbildenden Vorlesungen — philosophischen[1]), historischen, kunstgeschichtlichen, literarischen und bürgerkundlichen — erwerben, und vielleicht ist es ein Hauptmangel der akademischen Bildung, daß die Gelegenheit dazu nicht von allen benützt und auch hier immer wieder gefragt wird: was nützt mir das für mein Fach und für das Examen? Aber allerdings die Hauptsache ist es auch nicht. Sondern hier eben setzt die Arbeit der Korporationen ein und hat ihr Bestes zu tun und zu leisten. Wenn der Kreis, in dem der Student verkehrt und seine Erholung sucht, aus Mitgliedern *aller* Fakultäten zusammengesetzt ist, und wenn es kein stumpfsinniger Kreis ist, in dem wieder nur ganz einseitig studentisch „fachgesimpelt", über Pauken und Komment gesprochen und getüftelt wird, dann sitzt heute der Mediziner zwischen zwei Theologen und morgen der Philologe neben dem Naturwissenschaftler und der Jurist neben

1) Die Verfasser der „Wege zur Universitätsreform" meinen, die heutige Philosophie sei dazu nicht tauglich, weil sie sich „zu einseitig auf die naturwissenschaftlichen Ergebnisse stütze", und fordern dafür „systematische Kulturwissenschaft" als das Allheilmittel, an dessen unfehlbare Wirkung sie zu glauben scheinen. Kenner der heutigen Philosophie scheinen sie nicht eben zu sein.

dem Kunsthistoriker, und nun erzählt einer, was der Professor heute früh im Kolleg Merkwürdiges gesagt oder auf der Anatomie gezeigt oder im Physiksaal experimentell vorgemacht, oder was er selber im Seminar gefunden oder auf dem allgemeinen Lesezimmer gelesen hat; es schwirrt von Wissenschaft aller Art und aller Gebiete durch die Luft, und ein wissenschaftliches Milieu entsteht, in das der einzelne eingetaucht und von dem er umgeben und erfüllt wird. Und wenn man sich heute über die Reichstagseröffnung oder über den Balkankrieg unterhalten hat, so kommt man morgen von der Konfessionalisierung der Philosophie in Straßburg aus auf Weltanschauungsfragen, und ein Streiten und Diskutieren über die höchsten und letzten Probleme, über Gott und Welt erhebt sich, daß es eine Freude ist; die Korporation wird zum Debattierklub, in dem sich alle möglichen Standpunkte vernehmen lassen, in dem alle Argumente dafür ins Feld geführt und alle Angriffsmöglichkeiten dagegen ausgenützt werden. Man entzweit sich und überzeugt sich, man schließt Frieden und beginnt den Kampf aufs neue. Daß diese Schilderung keine Utopie und keine Verstiegenheit zu sein braucht, weiß ich aus eigener studentischer Erfahrung und weiß es aus Reden und Erzählungen jüngerer Kommilitonen, die Ähnliches erwartet und gefordert und Ähnliches auch wirklich erlebt haben. So habe ich mich einmal tagelang mit einem Kommilitonen über die Willensfreiheit herumgestritten: ich verteidigte sie, er bekämpfte sie, und am Schluß der langen Debatte hatte ich ihn von meiner, er aber auch mich von seiner Ansicht überzeugt, wie bei Johann Peter Hebel der katholische Bruder den lutherischen und der lutherische den katholischen bekehrt hat.

Dabei gilt in diesem Freundeskreise natürlich absolute Redefreiheit. Und hier liegt wieder einmal der Segen der akademischen Freiheit und ein gut Stück wertvollster Bildungsarbeit. Der Leutnant ist verantwortlich für das, was er sagt, er muß sich in acht nehmen; der junge Volksschullehrer kann, wie es der Muggensturmer Schulfall gezeigt hat, durch unbesonnene Redensarten um Amt und Brot kommen. Ganz anders der Student: er redet sich aus dem Chaotischen und Dunkeln ins Helle und ins Freie. Chaotisch, vulkanisch, zucht- und zügellos, mit allerlei Schlacken und Wildheiten und Wüstheiten wird behaftet sein, was er sagt; aber kein Mensch kümmert sich darum und nimmt ihm auch das Ärgste übel oder trägt es ihm nach, niemand zieht ihn für die tollsten

und abenteuerlichsten, für die radikalsten und blasphemischsten Äußerungen zur Rechenschaft; man sieht darin nur Gärung und Übergang, tragisch wird es nicht genommen, haftbar wird der Sprecher dafür nicht gemacht. Zur Bildung gehört nämlich nicht zum wenigsten auch die Duldsamkeit gegen die abweichenden Ansichten anderer; und diese lernen die Studenten auf der Kneipe oder am gemeinsamen Mittagstisch gegeneinander üben. Weil bei ihnen selbst die Ansichten noch locker sitzen und innerlich miteinander im Streit liegen, nimmt es der Student nicht, wie der Philister mit seinen verfestigten und verrostet gewordenen Parteianschauungen, dem Kommilitonen übel, wenn er anderer Meinung ist und temperamentvoll widerspricht.

Doch wenn ich sage, niemand nehme solche kecken Äußerungen tragisch, so ist das leider nicht ganz und nicht allgemein richtig. Auch hier stoßen wir wieder auf dieselbe Bindung und Durchbrechung der Freiheit als Rede- und Gedankenfreiheit wie bei den theologischen Fakultäten. Es ist ja klar, daß theologische Vereine konfessionell, katholisch oder protestantisch sind. Schon deswegen bin ich kein Freund solcher Fachkorporationen. Aber lassen wir die Theologen. Auch Korporationen ohne allen theologischen Fachcharakter, gemischt aus Angehörigen aller Fakultäten, haben das konfessionelle Prinzip aufgenommen: es sind die immer zahlreicher werdenden katholischen Studentenverbindungen, das Seitenstück zu den katholischen Gewerkschaften. Ihr Entstehen und Sich-Vermehren — im Herbst 1912 gab es im C. V. 79 Verbindungen — hängt mit der Zunahme und Erstarkung des konfessionellen Gegensatzes überhaupt zusammen: alles wird ja bei uns konfessionell etikettiert und getrennt; Gott sei es geklagt! Wir werden nächstens auch noch katholische und protestantische Eisenbahnkoupés bekommen: warum also nicht auch besondere katholische Studentenverbindungen? Und bei den großen Katholikenversammlungen wird dann diese Konfessionalisierung wie der Arbeiter so der Studenten auch öffentlich gezeigt und mit der Scheidung vor aller Welt demonstriert und paradiert und triumphiert. In diesem Aufbau der studentischen Kameradschaftlichkeit auf konfessioneller Grundlage kommt nun einerseits von vorneherein die schlechthinige Bindung des Studenten an seine Konfession als eine Voraussetzung zutage, die ihm die Redefreiheit und das Kritiküben an einem Überlieferten und Traditionellen schlechthin verbietet, also dem Geist der studentischen Freiheit durchaus widerspricht. Hält

man mir aber entgegen, das sei eben katholisch, so würde ich das im Gedanken an die Möhler und Döllinger, die Schell und Ehrhard doch nicht so ohne weiteres zugeben können und andererseits meinen, daß auch die katholische Kirche bei denen, die sie einst in der Öffentlichkeit zu vertreten haben, Selbstbesinnung lieber sehen müßte als „Gedankenlosigkeit"; und vom katholischen Studenten würde ich meinen, daß er eben doch in erster Linie Student sei und als solcher auch seine Kirche erst einmal studieren müsse, ehe er sich für alle Zeiten an sie bindet. Zum anderen aber erschwert diese Bindung dem katholischen Studenten das Leben. Wenn der Zweifel oder der Bruch trotz aller Bindungen und Schutzketten doch kommt, so wird der Konflikt deswegen so schlimm, weil es zugleich auch ein persönlicher Bruch mit der Verbindung, mit den bisherigen Freunden und Gefährten sein muß, die man lieb gewonnen hat und mit denen man zusammengewachsen ist. Um ihretwillen bleibt man dann vielleicht doch dabei, verbirgt seine Gedanken und verzichtet auf die Redefreiheit: man wird Heuchler, wird feig und falsch und verliert dadurch innerlich die Selbstachtung und die Ehre. Und daß auch das nicht von mir ausgeklügelt, sondern der Wirklichkeit entnommen ist, wissen wir aus der Schilderung solcher Konflikte in bekannten, dem Leben abgelauschten Romanen wie dem „Krauskopf" von H. Wette. Endlich, katholische Verbindungen nehmen nur Katholiken auf: also schließen sie Andersgläubige absolut aus und erklären schon durch ihre Existenz: mit Andersgläubigen wollen wir nicht und dürfen wir nicht verkehren; sie schließen sich gegen Andersgläubige prinzipiell ab und weigern sich sogar ausdrücklich, wie jüngst in Straßburg, sich im Gegensatz zu den schlagenden Verbindungen mit anderen nichtkatholischen Verbindungen, wie Wingolf oder Schwarzburgbund, zusammen in einer Gruppe vereinigen zu lassen: sie wollen unter sich sein und für sich bleiben. Das ist eine Unduldsamkeit, die nicht bloß gegen die Lebensfreiheit, sondern noch vorher gegen die Bildung verstößt, die ja Duldsamkeit gegen anders Meinende und anders Glaubende zur Pflicht macht; es liegt darin eine Beleidigung für die andern („Wir Katholiken und die andern!"), die damit des Umgangs und des Verkehrs für unwürdig erklärt werden; und es ist Sprengpulver für die Einheit und das Zusammengehörigkeitsgefühl der Universität als einer einheitlichen Korporation. Eine Art Treppenwitz der Universitätsgeschichte ist es dann, daß diese katholischen Studentenverbindungen — ganz ge-

gen die Meinung ihrer Urheber und Hintermänner — eine Gefahr werden für den Bestand der katholisch-theologischen Fakultäten. Wenn durch sie, zusammen mit den unleidlichen konfessionell gebundenen Professuren in der philosophischen Fakultät, die Wechselwirkungen zwischen katholischen und protestantischen Dozenten und Studenten immer weniger lebhaft werden, so wird sich das am ersten bei den Angehörigen der katholisch-theologischen Fakultäten spürbar machen und dadurch der Wert sinken, den die Regierungen einstweilen noch aus nationalen Gründen auf deren Weiterbestehen legen. Wenn aber diese Fremdkörper, wie wir sie früher genannt haben, die Erwartungen nicht mehr erfüllen, die man auf sie setzt, so werden sie eben vollends exstirpiert werden müssen und ohne Gefahr für die Zusammengehörigkeit, die sie ja doch nicht mehr anerkennen und fördern, exstirpiert werden können. Die katholischen Studentenverbindungen aber werden dann zusammen mit den konfessionellen Professuren in der philosophischen Fakultät die Totengräber der katholisch-theologischen Fakultäten werden.

Daß endlich die eine Unduldsamkeit die andere hervorruft, das hat der sogenannte Hochschulstreit der Jahre 1904 und 1905 gezeigt, wo sich die übrige Studentenschaft gegen die konfessionelle Unduldsamkeit und Absonderung der katholischen Kommilitonen auflehnte und — leider mit ungeeigneten, die Freiheit selbst wieder gefährdenden Mitteln und unter Verkennung des vielen Guten und Achtungs- und Nachahmungswerten, das in diesen katholischen Studentenverbindungen steckt — zur Wehre zu setzen suchte. Und erreicht konnte dabei um so weniger werden, weil auch auf der Gegenseite an einer anderen, der antisemitischen Unduldsamkeit festgehalten wird, wie sie unter dem Einfluß Stöckers und Treitschkes vom Verein deutscher Studenten aus in die akademischen Kreise hineingetragen worden ist und allmählich die meisten Korporationen zum Ausschluß der Juden geführt hat. Die Folge davon war die Gründung besonderer jüdischer Verbindungen. Und so sieht es in der akademischen Jugend nicht anders und nicht besser aus als in unserem Volksleben überhaupt: statt des kameradschaftlichen Zusammenlebens und des für die Einheit unseres Volkes absolut notwendigen modus vivendi unter unseren Studenten hier schon Spaltung und Zerklüftung, Unduldsamkeit und Absonderung ringsum! Die universitas magistrorum et scholarium ist durch den Konfessionalismus ebenso leidig zersprengt und zer-

rissen wie unser deutscher Volkskörper überhaupt. Wo soll es damit hinaus? fragen wir in ernster Sorge.

Was vom Religiösen gesagt ist, gilt ebenso auch vom Politischen. Auch da ist das Normale der Radikalismus der jungen Männer, extreme Anschauungen und Äußerungen, plötzliche Umkippungen und Gesinnungswechsel. Ich habe schon des öfteren erzählt, wie wir als süddeutsche Studenten im Jahre 1866 — um es drastisch auszudrücken — großdeutsch eingeschlafen und kleindeutsch aufgewacht sind. Es gab freilich auch unter uns steifleinene und bornierte Gesellen, die vom Tag von Königgrätz nichts gelernt und aus der Zeit vor ihm nichts vergessen hatten. Und das andere Normale ist auch da wieder das Kennenlernen. Alles das Verschiedenartige und Wechselnde muß sich innerhalb desselben Lebenskreises abspielen dürfen; darum sollen Studentenverbindungen nicht auf eine bestimmte politische Parteirichtung eingeschworen sein: der Student soll sie alle hören, meinetwegen selber auch alle durchlaufen und mit Sozialdemokraten und Hochkonservativen sich heute streiten und sich morgen vertragen. Jede Verbindung muß auch ein politischer Debattierklub sein mit absoluter Redefreiheit und absoluter Duldsamkeit von Mensch zu Mensch. Ich kann es daher, obwohl selber liberal, nur aufs tiefste beklagen, daß ein „Deutscher Akademischer Freibund" sich in den Dienst des politischen Liberalismus gestellt und sich die Propagandierung politisch liberaler Anschauungen unter den Studenten zur Aufgabe gemacht hat: da werden wir ja bald — und dann natürlich mit demselben Recht — auch konservative und sozialdemokratische Vereinigungen bekommen, und der ganze Jammer unserer Parteipolitik wird schon über unsere Jugend verhängt und mit der parteifanatischen Politisierung schon bei ihr angefangen werden. Geradezu erschüttert aber hat mich, daß deutsche Professoren sich an die Spitze dieser Bewegung gestellt und ein Mann wie der Marburger Theologieprofessor Rade sogar den Vorsitz in jenem „Freibund" übernommen hat. Nein! der Student soll sich vielmehr auch hier alle Möglichkeiten offen halten, soll noch nicht fertig sein und fertig sein wollen mit seinen politischen Anschauungen, sondern sich durchaus als Werdender fühlen und im Fluß erhalten, alle Parteien und an allen Parteien das Einseitige, das Endliche und Vergängliche kennen lernen, an allen Kritik üben — denn Kritik zu üben ist sein Beruf —, nicht sich von einer und für eine allein einfangen und an sie sich

jetzt schon definitiv binden lassen. Das wird auch seiner späteren Zugehörigkeit zu einer Partei und wird unserem ganzen politischen Parteileben und Parteitreiben zugute kommen. Keine Partei ist das Ganze, jede ist nur ein Teil, keine ist unfehlbar, jede muß sich an ihre Einseitigkeit mahnen und sich immer wieder auf das Ganze als das über ihr Stehende hinweisen lassen. Daher sollen Männer in sie eintreten, die auch den politischen Parteistempel haben, als hätten sie ihn nicht, die auch der eigenen Partei gegenüber sich das Recht der Kritik und die Freiheit des Urteils wahren und den Blick für ihre Beschränktheit und ihren fragmentarischen Charakter sich offen halten. Nur das schützt vor dem Glauben an unfehlbare Parteidoktrin und vor politischem Parteifanatismus, der das borniertste ist, was es gibt, nicht minder greulich und ärmlich als die Unduldsamkeit und Verfolgungssucht des religiösen Zeloten. Über der Partei steht Nation und Staat; deshalb muß der Student national und staatsbürgerlich sein und zu nationaler und staatsbürgerlicher Gesinnung sich erziehen und erziehen lassen; parteimensch mag er dann als Philister werden.

Es war doch eine schöne Zeit, als in den neunziger Jahren an allen deutschen Hochschulen sozialwissenschaftliche Studentenvereinigungen entstanden, wir sozial interessierte Professoren — Nationalökonomen, Ethiker, Theologen — mit Studenten aller Fakultäten auf der Kneipe zusammenkamen, und in Anknüpfung an einen kurzen Vortrag nun ein gewaltiges Debattieren und Streiten sich erhob über die damals noch neuen sozialen und sozialpolitischen Probleme und Aufgaben. Viel Unreifes und Extremes ließ sich da hören, aber auch viel Neues und Geistreiches, ein Strom von Belehrung und Klärung aller Art rauschte über uns hin und trug uns auf seinen Wogen vorwärts und aufwärts. Daß unter unseren jüngeren Beamten das Verständnis für das Soziale und der Wille zum Sozialen so rasch und leicht sich eingestellt hat, ist nicht zum wenigsten auch die Frucht dieser Abende gewesen. Daß diese Einrichtung inzwischen eingegangen ist, ist schade, ist aber doch nicht nur ein Zeichen, wie schnell sich im Studentenleben alles überlebt und alt wird — der Student ist rerum novarum cupidissimus (neuerungssüchtig) —, sondern mehr noch ein Zeichen dafür, daß, was damals neu war und interessierte, inzwischen alltäglich und in die Anschauung der Zeit übergegangen und aufgenommen worden ist, besondere Veranstaltungen dafür also nicht mehr notwendig sind. Auch die soziale Frage gehört

heute zu den Themata, die in jeder geistig angeregten Studentenverbindung immer wieder aufs neue besprochen werden müssen.

Religiöse und Weltanschauungsfragen, Politik und Sozialismus — nun fehlt unter den großen Kultur- und Bildungsmächten der Zeit — denn um diese selbst handelt es sich, nicht um eine bloße Kulturwissenschaft — nur noch die Kunst, und sie fehlt vielleicht in der studentischen Welt auch tatsächlich am meisten. Es ist bekannt, was Nietzsche in seinen Baseler Reden „über die Zukunft unserer Bildungsanstalten" darüber gesagt und geklagt hat: „Wie die Universität zur Kunst sich verhält, ist ohne Scham gar nicht einzugestehen: sie verhält sich gar nicht. Von einem künstlerischen Denken, Lernen, Streben, Vergleichen ist hier nicht einmal eine Andeutung zu finden; und gar von einem Votum der Universität zur Förderung der wichtigsten nationalen Kunstpläne wird niemand im Ernste reden mögen. Ob der einzelne Lehrer sich zufällig persönlicher zur Kunst gestellt fühlt, oder ob ein Lehrstuhl für ästhetisierende Literaturhistoriker gegründet ist, kommt hierbei gar nicht in Betracht: sondern daß die Universität als Ganzes nicht imstande ist, den akademischen Jüngling in strenger künstlerischer Zucht zu halten, und daß sie hier gänzlich willenlos geschehen läßt, was geschieht, darin liegt eine so schneidige Kritik ihres anmaßlichen Anspruchs, die höchste Bildungsanstalt vertreten zu wollen." So schlimm ist es freilich nicht, auch da übertreibt er, wie er alles übertreibt; und wenn er vollends hätte sagen sollen, wie er sich diese „künstlerische Zucht" denke, so hätte er versagt, wie er im Positiven überall versagt hat und deshalb wie den Zarathustra so ja auch diese Reden über die Zukunft unserer Bildungsanstalten unvollendet gelassen hat. Nicht bloß ästhetisierende Literarhistoriker, auch Archäologen und Kunsthistoriker im engeren Sinne halten über alte sowohl als über moderne Kunst und Philologen über die Poesie aller Sprachen Vorlesungen, und keiner Universität fehlt es an Kunstsammlungen, keiner Universitätsstadt an Bilderläden, an Konzerten und Theater; und den Studenten ist zu alledem der Weg einladend offen und erfreulich verbilligt. Daß hier Universitäten in großen Städten mit entwickeltem Kunstleben und reichen Sammlungen aller Art mehr bieten und leisten als Tübingen oder Jena, Erlangen oder Gießen, ist so der Welt Lauf; auch Frankfurt wird darin zu den bevorzugteren Universitäten und Universitätsstädten gehören. Aber ob der Student das ihm von Universität und Stadt Gebotene auch wirklich benützt, ist eine

andere Frage. Man würde aber vorher noch fragen müssen, wie es sich in unserem Volk mit der Kunsterziehung verhalte; und zu sagen haben, daß es damit auf den Universitäten kaum schlimmer, aber allerdings auch kaum besser bestellt sei als in unserem Volke überhaupt. Doch wird man wie überall so auch auf den Universitäten Anfänge zur Besserung finden und aufzeigen können: die alte Lust am Theaterspielen wacht wieder auf; um die Musik haben sich die akademischen Gesangvereine und Liedertafeln immer schon bemüht; und daß die Freistudentenschaft in der Kunstpflege ausdrücklich eine Aufgabe für sich sieht und anerkennt, ist ebenfalls ein Zeichen, daß hier Bedürfnisse gefühlt werden und gebieterisch Befriedigung verlangen. Auch die Stuttgarter Ausstellung von „Studentenkunst" gehört hierher, wenn auch gerade sie kein allzu erfreuliches Licht auf das Schönheitsbedürfnis und den Geschmack und auf die ästhetische Kultur des deutschen Studenten geworfen hat. Endlich, daß an die Stelle des früheren rohen und wüsten Treibens ein reineres und feineres Studentenleben mit Sport und Spiel ohne Alkohol getreten ist und mehr und mehr tritt, dürfen wir wohl auch zur künstlerischen Erziehung und zur Pflege allgemeiner Bildung mitrechnen, die doch auch das Leben selber zum Kunstwerk gestalten soll.

Daß in alle dem die Freistudentenschaft eine Aufgabe für sich sieht und anerkennt, ist ein wirkliches Verdienst und ein Zeichen erwachender Selbsterkenntnis und anfangender Besserung in den Reihen der Studenten selbst. Neben der sozialen Arbeit hat sie sich auch der Kunstpflege angenommen und organisiert allerlei Spiel und Sport; sie sucht in ihren Abteilungen durch Veranstaltung zusammenhängender Vortragsfolgen wissenschaftliche und durch öffentliche Vorträge von Parteiführern politische Bildung unter ihren Mitgliedern und unter der Studentenschaft überhaupt zu verbreiten und zu fördern und veranstaltet Besichtigungen unter sachkundiger Führung und unternimmt Studienreisen in die Nähe und Ferne. Aber sie hat offenbar zu viel auf einmal gewollt und angefangen, und so führt diese freistudentische Bildungsarbeit, wie ein Kritiker aus ihrer eigenen Mitte sagt, in ihrer jetzigen Gestalt „in einer großen Zahl von Fällen zu einem unbegründeten, durch Dilettantismus vorgezauberten Allgemeinbildungsbewußtsein; und die Ursache davon liegt teils in der Schwierigkeit, die sich aus dem Verhältnis ergibt, daß Studenten die Lehrer ihrer Alters- und Berufsgenossen sind, teils in der Lockerheit und Tra-

ditionslosigkeit der Organisation ihrer Bildungsarbeit." Das organisierte Debattieren habe ich im Seminar, wo doch immer ich selber das Heft in der Hand behalten konnte, als unfruchtbar erkannt und aufgegeben; unter einem studentischen Unterrichtsleiter wird es notwendig auf Abwege geraten und sich in Kleinigkeiten und Nebendinge verlaufen. Und daß die Berufung von politischen Parteiführern zur Entwickelung ihres Programms vor und für Studenten ein besonders glücklicher Griff wäre, kann ich ohnedies nicht finden: sie werden schönfärben und Propaganda treiben, der Student braucht Wahrheit und Kritik. Daß aber der Weg zur Besserung und Hebung dieser an sich so erfreulichen Bestrebungen über die Sanierung der Studentenausschüsse und die Aufstellung von „Bildungsprogrammen" gehe, davon kann ich mich nicht überzeugen; das halte ich für eine Utopie. Nicht Parlament und Programm, sondern Erfahrung und Experiment und geduldige Arbeit werden zum Ziel führen; und dieses Ziel darf nicht als Programm einer „Hochschulpartei" aufgestellt und soll nicht von einer solchen allein verwirklicht werden. Nichtinkorporierte und Korporierte, sie alle haben in gegenseitigem Wetteifer und in gemeinsamem Zusammenstreben an dieser Bildungsarbeit sich zu beteiligen; denn daß der deutsche Student gebildet werde, das ist die Aufgabe, die jeder einzelne an sich und die die universitas magistrorum et scholarium an allen zu erfüllen hat.

Fassen wir das Gesagte noch einmal in einem Wort zusammen, so heißt die große Forderung studentischer Bildung: sich für alles Geistige lebhaft interessieren und ohne Enge und Engherzigkeit sich dafür offen und zugänglich halten; darin liegt zugleich das Festhalten an dem besten Erbteil deutscher Bildung aus unserer großen Zeit vor hundert Jahren, an dem Geiste der Innerlichkeit, zu dem auch ein gewisser Zug von Weltfremdheit mitgehören darf. Das ist das Wahre und Richtige an jenen Karikaturen des zerstreuten Professors in den „Fliegenden Blättern". So sind wir nicht mehr oder sind überhaupt nie so gewesen. Aber das Leben des deutschen Professors ist doch ein mehr innerliches und bleibt es hoffentlich auch hier in Frankfurt. Dem deutschen Leben diese Innerlichkeit zu erhalten, ist eine der Aufgaben der Universitäten als Gegengewicht gegen die ebenso berechtigte, aber nun doch einmal andersartige und anders orientierte technische Seite unserer Kultur. Darum bleibt trotz aller äußeren Gleichstellung innerlich ein tiefgreifender Unterschied zwischen den alten Uni-

versitäten und den technischen Hochschulen und ihren Dozenten und Studenten. Und so war es auch gut, daß der 1899 viel ventilierte und heute für Dresden wieder auftauchende Plan einer Vereinigung von Universität und Polytechnikum, die kleinen Anfänge in Göttingen abgerechnet, bis jetzt nirgends verwirklicht und in Straßburg noch neuerdings der Gedanke einer Angliederung von einer oder mehreren technischen Abteilungen an die alten Universitätsfakultäten ausdrücklich verworfen worden ist. Wenn sich dieser Plan auch unter dem finanziellen Gesichtspunkt aus Ersparnisgründen empfehlen würde, so wären doch solche Riesenanstalten sachlich kein Gewinn, weil ihnen die innere Einheit fehlte. Denn auch hier gilt das Wort, das Luther Zwingli zugerufen hat: Wir haben einen andern Geist.

Und nun endlich zum Fachstudium, das doch immer die Hauptsache, sozusagen das Rückgrat des studentischen Lebens und Arbeitens ist und für jeden von Semester zu Semester immer mehr werden muß. Gibt es nun dafür, für den akademischen Unterricht und das akademische Studium allgemeingültige Regeln? gibt es eine Hochschulpädagogik? Es gibt ja sogar einen eigenen Verein und eine eigene Zeitschrift dafür. Und dennoch habe ich wenig Zutrauen zu einer etwaigen Methodik und Didaktik des Hochschulunterrichts. Von vornherein sind alle Erörterungen abzulehnen, die „mehr oder weniger unwillkürlich darauf gerichtet sind, die freie Forschung und ihre Übermittlung an die Studierenden, also den Kern und die Seele unseres ganzen Universitätswesens in starre, von der Schule übernommene Formen hineinzuzwängen und somit einen Eingriff in die Lebensbedingungen des freien Forschens und seiner Lehre" bedeuten. Auch würde ich von einer solchen schließlich gar offiziell anerkannten Methodik ganz unmittelbar allerlei Gefahren für die Lehrfreiheit, sagen wir es geradezu heraus: ich würde den kontrollierenden Schulrat und Kurator fürchten. Jedenfalls aber würde kein einzelner darüber sprechen und sie kodifizieren können. Darum werde auch ich mich wohl hüten, hier so etwas zu versuchen und mich damit des unbefugten Eingreifens in fremde Gebiete schuldig zu machen. Schon in der Schule ist wichtiger als die vorgeschriebene oder ausgeklügelte Methode der Mensch, der sie handhabt: er kann es in diesem Jahre so und im nächsten anders machen, und er macht es doch beide Male recht, wenn er nur der richtige Mann ist. Aber wenn sich in der Schule allerdings das Individuelle

durch das Allgemeine und für den Durchschnitt Bestimmte muß einschränken lassen, so wird das auf der Hochschule anders. Hier macht sich das Individuelle überwiegend geltend und soll sich geltend machen dürfen. Zunächst schon, jede Wissenschaft, jedes Fach hat seine besondere Methode, die nun freilich gelehrt und gelernt werden kann, aber nicht durch eine allgemeine Hochschulpädagogik und durch methodologische Vorschriften im allgemeinen, sondern in der wissenschaftlichen Arbeit selbst durch die Meister des Faches, wie sie es angreifen in Forschung und Lehre; und an jeder wissenschaftlichen Aufgabe modifiziert sich die Methode, und in der Hand jedes Forschers wird sie doch wieder eine andere. Jeder ist als Forscher durch eigene und eigenartige Handgriffe und Einfälle zu seinen Resultaten gekommen, die ihm nun freilich seine Schüler, aber nur während und in der Arbeit selbst, ablauschen und absehen können, die aber auch bei ihnen nicht zur individuallosen Schablone und Routine werden dürfen, sonst versagen sie im gegebenen Fall. Wollen wir aber schon beim Studenten kein mechanisches Nachmachen und gedankenloses Hinnehmen, so darf der Universitätslehrer vollends nicht zum Einpauker und zum bloßen Exekutor einer fremden Methode werden. Als Forscher geht er seine eigenen neuen und individuellen Bahnen, und als Lehrer bleibt immer seine Persönlichkeit und seine Individualität die Hauptsache. Der Student merkt nichts so rasch und so feinfühlig heraus als das Persönliche, ob es da oder nicht da ist und ob der Professor damit für die Sache eintritt oder nicht eintritt. An Fasching habe ich mich jahrelang mit meinen Studenten lustig und ulkig herumgetrieben und dabei unter der Maskenfreiheit von ihnen die wertvollsten Kritiken eingeheimst über meine Vortragsart und meine Unterrichtsmethode. Und wir alle erinnern uns aus unserer Studentenzeit dankbar nicht an eine allgemeingültige und alleinseligmachende Methode, die wir da etwa verspürt und gelernt, sondern an die Menschen, die wir gehört haben, an ihre individuelle und originelle Art zu dozieren, vielleicht auch an allerlei besondere Züge, an Schrullen und Kathedermanieren, die sich uns eingeprägt haben und die uns schlimmsten Falls auch zu abschreckenden Beispielen geworden sind. In diesem Sinne lasse ich mir einen Beitrag von Julius Ziehen zur „Hochschulpädagogik" gefallen, sein Quellenbuch „Aus der Studienzeit" (1912), worin er zahlreiche briefliche oder autobiographische Zeugnisse aus der Studienzeit von Vertretern der verschiedenen Wissenschaften zusammen-

gestellt hat, „die sich auf den eigentlichen Studiengang, vor allem die Vorlesungen und die praktischen Übungen in Seminarien und sonstigen Universitätsanstalten beziehen". Hier bekommt man wirklich „ein zwar keineswegs vollständiges, aber doch sehr reichhaltiges und in seiner Vielseitigkeit überaus belehrendes Bild der inneren Geschichte der deutschen Universitäten", nicht bloß als „Grundlage für eine weitere Ausdehnung und Vertiefung universitätsgeschichtlicher Studien", sondern auch geleitet von der Absicht, „der doch nicht überall in gleich hoher Qualität vorhandenen Lehrgabe der Hochschullehrer durch eine Reihe methodischer Winke und Forderungen — natürlich ohne alle Ausbildung ad hoc — die Wege zu weisen". Damit wird nur auf eine breitere Basis gestellt und verallgemeinert, was wir oben für jeden einzelnen Hochschullehrer als Werdegang und Schulungsweg angegeben haben: wir lernen das Lehren von unseren Lehrern, von ihrer Meisterschaft und von ihren Mißgriffen, soweit wir nicht als Pädagogen geboren werden, und soweit nicht, wie Hegel das in der Phänomenologie gezeigt hat, die Sache ihre eigene Methode und der Gang der Sache den Gang der Methode bestimmt und in sich schließt. Durch ein Quellenbuch der genannten Art wird die Kenntnis von allerlei Meistern und von allerlei Stümpern über den engen Kreis des eigenen individuellen Erlebens hinaus erweitert und der pädagogischen Selbstprüfung jedes einzelnen eine wertvolle Unterlage gegeben.

Nur in den allerallgemeinsten Zügen des Universitätsunterrichts hat sich ein gewisses einheitliches Verfahren von Anfang an, und anfangs gerade am schulmäßigsten, herausgestellt und erhalten. Die gewöhnlichste Form des akademischen Unterrichts sind die Vorlesungen. Sie gelten vielfach für veraltet und sind es auch, wenn der Professor ein Heft wörtlich abliest, das er vorher in seiner Studierstube zusammengeschrieben hat. Das ist so, wie wenn die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden wäre. Und es ist besonders schlimm, weil nun der Student zerhackt und in täglichen kleinen Portionen vorgesetzt bekommt, was er in Buchform ohne Unterbrechung und im Zusammenhang hintereinander weglesen könnte. Aber das Ablesen ist auch nicht mehr das Übliche und das Diktieren nachgerade ganz verpönt: auch der deutsche Professor hat frei reden gelernt, er soll sich jedenfalls nicht sklavisch mehr an sein Manuskript halten. Und man sieht es auch: wenn man törichterweise nach dem Tode eines gefeierten Dozenten seine

Vorlesungsmanuskripte herausgibt, wie z. B. die „Politik" von Treitschke, so wundert man sich über die Unvollkommenheit des Buches im Gegensatz zu der Wirksamkeit, die die Vorlesungen bei Lebzeiten des Professors auf ihre Hörer ausgeübt haben sollen. Auch hier ist eben neben dem, was gesagt wird, und zusammen damit die Persönlichkeit des Vortragenden und das Wie er es sagt, das Wirksame: mit dieser Persönlichkeit steht er auf dem Katheder und tritt mit ihr für das ein, was er sagt; die lebendige Rede belebt und gibt der Sache Nachdruck und Kraft; und im gefüllten Hörsaal, vor den empfänglichen und ihre Empfänglichkeit in allerlei Zeichen, nicht bloß im Beifallstrampeln oder im Mißfallensscharren zum Ausdruck bringenden Hörern und im imponderabeln Rapport mit ihnen fällt ihm vielfach Neues und gerade das Beste ein, was er, vielleicht im Zusammenhang mit einem Ereignis oder Erlebnis des Tages, geben kann; wir bemerken, wenn unser Vortrag zu schwer oder zu langweilig wird, was uns beim Niederschreiben nicht aufgefallen ist, und gehen dann zurück, holen nach, brauchen Beispiele, die nicht im Manuskript standen, finden einen treffenden Vergleich, ein schlagendes, für einige Zeit geflügelt werdendes Wort; kurz es bildet sich eine Wechselwirkung und ein Rapport hin und her und her und hin, der für die unvermeidlichen Mängel jedes Kathedervortrags aufkommt und reichlich entschädigt. Und auch das Nachschreiben der Studenten ist besser als sein Ruf und als es Mephistopheles dem Schüler dargestellt hat, wenn nur der Hörer nicht geistlos und mechanisch Wort für Wort nachstenographiert, sondern sich verständig Notizen macht, die das Wesentliche vom Unwesentlichen sondern und jenes herausholen, dieses ausscheiden. Das zwingt zu raschem Auffassen und Zusammenfassen, zu geistigem Mitgehen und Mitarbeiten, es ist kein mechanisches und gedankenloses Aufnehmen, sondern ein aktives und verständnisvolles Auswählen und Auslesen. Den Zeitungsberichten über unsere Vorträge sehen wir nur zu oft an, daß ihre Verfasser dieses vielverlästerte Nachschreiben auf der Hochschule zu ihrem und zu unserem Schaden nicht gelernt und nicht geübt haben, sonst würden die Referate nicht so miserabel ausfallen. Aber auch zum richtigen Nachschreiben kann und soll der Professor mithelfen: das Wesentliche irgendwie herausheben, nicht durch eine Masse von Einzelheiten, die an den Ohren vorüberrauschen, imponieren, nicht mit Namen und Buchtiteln prunken oder darin das Wichtigste gesehen wissen wollen. Der Student dagegen

muß lernen, daß es — nicht bloß in der Logik, sondern in jeder Wissenschaft langweilige Partien und öde Strecken gibt; und darf darum die Flinte nicht gleich ins Korn werfen, wenn die Wissenschaft nicht auch Amüsement ist und ihm „keinen Spaß" macht; dazu ist sie nicht da.

Das andere Unterrichtsmittel sind in den Geisteswissenschaften die Seminarien und Seminarübungen, in Naturwissenschaft und Medizin der Laboratoriums- und Institutsbetrieb oder das Praktizieren in Kliniken und das Teilnehmen an Krankenbehandlung. Hier erst kann sich das pädagogische Geschick des Dozenten zeigen und erproben; hier ist aber auch alles ganz individuell; der Dozent probiert eben so lange, bis er das für ihn Richtige und Passende gefunden hat. Ist der Student schon in den Vorlesungen nicht so passiv, wie es auf den ersten Blick scheint, so soll er hier jedenfalls energisch aktiv an der wissenschaftlichen Arbeit teilnehmen und in die eigentliche Forschung eingeführt werden und dabei mehr und mehr auch Eigenes und Selbständiges leisten. Deswegen gehört das ganz besonders in die späteren Semester, während in den ersten das Hören von Vorlesungen überwiegen mag, zumal da nur diese die Einführung in ein Fach und einen Überblick über das Ganze desselben zu geben vermögen. Dabei wird sich wie in den Vorlesungen so auch in den Seminarübungen die von Spranger geforderte „Stufenbildung", der Unterschied zwischen Vorlesungen allgemeineren Charakters und solchen, die für die tiefere Ausbildung der eigentlichen Fachmänner und Forscher bestimmt sind, zwischen Proseminar und Einweihung in die Finessen und Subtilitäten der Methode und in die höchsten Probleme und die schwierigsten Materien der betreffenden Disziplin ganz von selber machen, wie es übrigens an solchen Unterschieden bisher schon nicht gefehlt hat und wie sie auch wohl mit der individuellen Begabung und Neigung der akademischen Lehrer zusammenhängen. Privatdozenten sind nicht immer und nicht ohne weiteres die geborenen Lehrer für Anfänger und in den Elementen; gerade die erste Einführung in ein Neues erfordert oft die pädagogische Kunst eines Meisters in seinem Fach und eines vielerfahrenen Dozenten, wie es ja auch leichter ist, in Tertia als in Sexta zu unterrichten.

Ein unmittelbarer Gewinn ist das bei solchem Zusammenarbeiten entstehende engere Verhältnis zwischen Professor und Studenten. Hier lernt nicht nur der Junge vom Alten, sondern auch der Ältere lernt im Lehren und durchs Lehren und behält durch

den Arbeitsverkehr mit der Jugend in seinem Unterricht und in seinem ganzen Wesen selbst etwas Jugendliches und Jugendfrisches. Vielleicht wird das der größte Nachteil und der tiefste Mangel an den besonderen Forschungsinstituten werden, daß sie auf den unmittelbaren Kontakt mit lernender Jugend und damit auf die Mitteilung von Person zu Person verzichten müssen. Diese intensive Berührung des Professors mit den Studenten ist aber nur bei einer beschränkten Anzahl von Teilnehmern an der gemeinsamen Forschungsarbeit möglich. Dabei unterscheiden sich freilich auch die Lehrer. Die einen wirken mehr und lieber in den Vorlesungen auf weite Kreise, erst im vollen Hörsaal vor Hunderten kann sich ihre ganze Kraft entfalten und ihre ganze Stärke zeigen: es sind das die gefeierten Dozenten, wie jede Hochschule etliche braucht. Andere ziehen die Tätigkeit als Seminarleiter vor, zeigen sich da nur als Meister des Unterrichts und wirken hier auf kleinere Kreise oder auf einzelne, die sie an sich fesseln, in ihren Bann ziehen und mit denen sie eine Arbeitsgemeinschaft bilden, worin der Schüler zum mitstrebenden Forscher wird und selbst schon Leistungen vollbringt, die im Rahmen des Ganzen wertvoll und unentbehrlich sind. Das sind die schulebildenden Lehrer, von denen eine weniger umfassende und weite, aber um so tiefere Wirkung auf einzelne und meist gerade auf die begabtesten ausgeht.

Diese intensive Wirksamkeit im Seminar oder Laboratorium ist aber wie gesagt nur möglich bei einer beschränkten Anzahl von Teilnehmern. Dazu kommt, daß man in den Naturwissenschaften oder in der Medizin und ebenso in der Kunstgeschichte die Dinge auch selber sehen muß. Da helfen ja heute die Lichtbilder; aber doch nur teilweise, und dem Vorteil, den sie bringen, stehen auch wieder, für Vortragende und für Hörer, schwerwiegende Nachteile gegenüber: dort das Schwinden des anschaulichen Schilderns und das Zurückdrängen des Wortes und des Geistes hinter das gedankenlose Hinzeigen und das improvisierte Schwatzen, hier das ebenso gedankenlose Hinstarren und das gleichgültige Ansichvorüberziehenlassen eines chaotischen Bilderschwalles und das Verdorren einer lebhaften, Bilder schaffenden Phantasie. Und bei einer Operation z. B. ist es mit diesem Bildersehen ohnedies nichts. Jedenfalls aber ist das selbsttätige Mittun und Mithandanlegen immer nur für wenige möglich; in einer wöchentlichen Seminarübung kommen mit Vorträgen im Semester höchstens 20 bis 25

an die Reihe. Dafür sind nun unsere Universitäten heute zu überfüllt, die Zahl der Teilnehmer wächst und wächst, und so kommt immer weniger Zeit auf den einzelnen, kann sich der Professor immer weniger mit ihm beschäftigen, und der Unterricht wird dadurch immer weniger intensiv, wird — sagen wir es nur offen heraus — immer schlechter und mangelhafter. Vielleicht macht sich das am nachteiligsten spürbar bei der Ausbildung unserer Ärzte; aber auch in anderen Fakultäten ist es kaum besser; auch unsere jungen Lehrer werden für ihren Beruf nicht genügend vorbereitet auf die Jugend unseres Volkes losgelassen. Daher erscheint mir der Jubel über den zwei- oder drei- oder viertausendsten Studenten immer als ganz besonders töricht. Oder vielmehr, ich verstehe ihn vom Standpunkt der Universitätsstadt aus, für die ja tausend Studenten eine jährliche Einnahme von anderthalb bis zwei Millionen bedeuten mögen. Es ist zwar kindisch, wenn einer für den blinden Zufall, gerade als der Dreitausendste immatrikuliert zu werden, eine goldene Uhr oder von den Gastwirten Bierfreiheit bekommt; aber zu unserem Rekordtaumel und Rekordrummel gehört am Ende auch das. Dagegen ist es mir vollständig unverständlich oder — sehr peinlich, wenn sich auch die Professoren über die wachsenden Zahlen freuen und die Bedeutung und Blüte einer Universität nach ihrer Frequenz abschätzen. Die Riesenuniversitäten mit 6—10 000 Studenten sind eine Kalamität und für den Universitätsunterricht alles eher als ein Gewinn.

Wie kann man da helfen? Radikal nur durch Neugründung von Universitäten. Aus diesem Grund, der merkwürdigerweise in der sonst so trefflichen Denkschrift zur „Errichtung einer Universität in Hamburg" nicht in den Vordergrund gestellt, kaum erwähnt wird, haben wir die Gründung neuer Hochschulen in Frankfurt oder Hamburg oder Dresden aufs lebhafteste zu begrüßen; das Schielsehen der Nachbaruniversitäten ist ebenso unberechtigt wie unverständlich und braucht niemand zu kümmern. 1872 hatten wir eine Bevölkerung von 42 Millionen, heute haben wir deren 65. Damals hatten wir 21 Universitäten und heute auch noch nicht mehr. Schon allein deswegen mußte sich der Zustrom der Studenten an die bisher bestehenden Hochschulen erheblich vermehren, und durch das Hinzukommen der studierenden Frauen, deren Zahl auch schon in das vierte Tausend geht, wurde er noch einmal größer. So ist die Zahl der Besucher einzelner Universitäten, allen voran Berlins, ins Ungesunde und Übernormale gewachsen. Frei-

lich wird dem auch das Hinzukommen neuer Universitäten nicht völlig abhelfen, weil die Verteilung auf die einzelnen ja doch keine gleichmäßige ist, und neue Universitäten — neben allen anderen Gründen und Anreizen zum akademischen Studium — auch wieder neue Anziehungspunkte und für ganze Gebiete Verlockungen zu dem nun in die Nähe gerückten Studentenleben bilden, die Gesamtzahl der Studierenden also noch einmal erhöhen.

Ein zweites Hilfsmittel ist die Vermehrung der Lehrstellen, die mit dem Wachsen der Bevölkerung und der Studentenzahl ebensowenig gleichen Schritt gehalten hat. Aber zum Professor gehört auch das Institut oder die Klinik oder das Seminar; daher müßten auch diese Forschungs- und Unterrichtsgelegenheiten verdoppelt oder vielmehr verdrei- und vervierfacht werden. Und dabei ergeben sich nicht bloß große finanzielle Schwierigkeiten, die sich auch durch die optimistischste Milchmädchenrechnung nicht aus der Welt schaffen lassen: diese Institute kosten wirklich sehr viel Geld und veralten erschreckend schnell; sondern es tauchen auch allerlei neue und tiefergehende Probleme auf. Die großen Universitätsinstitute sind, wie schon einmal gesagt, monarchisch eingerichtet: wird sich das auf die Dauer halten lassen? wird ein einziger, doch auch sonst noch vielbeschäftigter Professor die Verwaltung des Ganzen übersehen und leiten und diesem nach wie vor den Stempel seines Geistes und seiner Methode aufdrücken, und wird er sich auch weiterhin noch seinen Studenten, für die er doch in erster Linie da ist, widmen können? Oder müssen wir nicht — man denke z. B. an das Hamburger Kolonialinstitut, das seinem Ausbau erst noch entgegengeht — bei der großen Zahl von Zwecken und Arbeitsgebieten, von Assistenten und Hilfsarbeitern aller Art, für Forschung und Lehre an eine Zerlegung solcher Riesenin stitute in Abteilungen und an Verselbständigung dieser Abteilungen und ihrer Direktoren denken? Und diese Abteilungen greifen ineinander über, ihre Mitglieder werden zugleich auch Mitglieder anderer und verschiedener Fakultäten sein: dadurch wird die traditionelle Gliederung der Universität nach Fakultäten gesprengt und der Aufriß der Universität überhaupt ein anderer werden; was vielleicht kein Schaden, aber einstweilen jedenfalls ein Sprung ins Dunkle ist. Endlich — und das wird das nächst Geschehende und ein durchaus zu Begrüßendes sein —, endlich wird dadurch auch die Stellung der Extraordinarien, die ja wohl als die Chefs an die Spitze der einzelnen Abteilungen zu treten haben, eine andere, ver-

antwortungsvollere werden, die Grenze zwischen ihnen und den Ordinarien muß sich verschieben und schließlich mehr und mehr verwischen. Dazu kommt die Fülle der neuen Spezialitäten in den medizinischen oder philosophischen Fakultäten, die heute noch durch Extraordinarien vertreten werden, aber aus Dignitätsgründen immer mehr nach selbständiger Abzweigung drängen und aus sachlichen Gründen eigene Institute fordern müssen, wodurch sie, trotz des immer weniger zu rechtfertigenden Widerstandes des engeren Gremiums der bisherigen Fakultätsordinarien, ganz von selbst ans Ordinariat heran- und ins Ordinariat hereinwachsen. Noch vorher aber verlangen die mit solchen verantwortungsreichen Lehraufträgen angestellten Extraordinarien — und das mit vollem Recht — Teilnahme an der Verwaltung und Regierung der Universität, Sitz und Stimme in der Fakultät, Anteil an den Prüfungen, weil es sich da überall um ihre Sache mit handelt; und wenigstens an den Rektorwahlen und den Wahlen zu den Ersten Kammern erstreben die außerordentlichen Professoren alle das aktive Wahlrecht für sich, wie sie es an einer Reihe von Universitäten ohne Schaden für das Ganze auch längst schon haben. So wird durch die Arbeit in den Instituten nach allen Seiten der bisherige Rahmen zu enge, der Aufbau und die Gliederung der Universitäten geht dadurch einer völligen Neugestaltung entgegen, an deren Anfang wir heute stehen, deren Ziel und Ende wir aber noch nicht abzusehen vermögen. Ob sich die daran geknüpften Hoffnungen der Denkschrift zur „Errichtung einer Universität in Hamburg" erfüllen, bleibt abzuwarten. Der Ausgangspunkt für alles das ist aber schließlich doch nur die Notwendigkeit einer rationelleren Gestaltung des Universitätsunterrichts und einer Vermehrung der Lehrkräfte und der Arbeitsgelegenheiten für die Lernenden.

Eine weitere Erleichterung der Schwierigkeit erwartet man von der Zurückdrängung und Einschränkung der auf deutschen Universitäten studierenden Ausländer. Diese Frage ist zuerst auf den technischen Hochschulen brennend geworden und hat hier, wie zuletzt noch in Darmstadt, zu blutigen Exzessen geführt. Daß aber auch die alten Universitäten von ihr betroffen werden, zeigt ganz neuerdings (Dezember 1912) der Klinikerstreik in Halle. Hier wie dort ist die Klage die, daß die Ausländer den Deutschen die Arbeitsplätze wegnehmen; und in Halle kam dazu noch die Unzufriedenheit darüber, daß Ausländer ohne Physikum zum Praktizieren zugelassen, also den Deutschen gegenüber bevorzugt wer-

den und unter leichteren Bedingungen Medizin studieren können als diese. Wenn sich die deutschen Studenten dagegen wenden und dafür Abhilfe fordern, so haben sie natürlich nur recht. Wenn man aber weiter geht und den Ausländern die deutschen Universitäten möglichst verschließen und ihnen den Besuch derselben erheblich erschweren will, so hieße das nicht nur: unsere Universitäten um ihren weit über die Grenzen Deutschlands hinausragenden Ruhm und unser Volk um ein gut Teil seiner geistigen Machtstellung in der Welt bringen, sondern hieße auch: vielen bedeutenden und späterhin einflußreich werdenden Ausländern es unmöglich machen, Deutschland und seine Art kennen, achten und lieben zu lernen, hieße ein Stück Weg zum Völkerfrieden und zur Verständigung der Völker untereinander abschneiden. Und auch praktisch würden vor allem unsere Neuphilologen, die auf die Gastfreundschaft von französischen und englischen Universitäten angewiesen sind, die Folgen dieser neudeutschen, aber gar nicht echt deutschen Ungastlichkeit und Engherzigkeit bald übel genug zu spüren bekommen. Dagegen ist es nicht mehr als recht und billig, daß den deutschen Studenten bis zu einem gewissen Termin zu Anfang des Semesters ein Vorzugsrecht im Belegen von Arbeitsplätzen im Seminar oder Laboratorium eingeräumt und ihnen diese bis dahin frei und offen gehalten werden; wobei übrigens nicht zu vergessen ist, daß dem Professor ein fleißiger Ausländer, der mitarbeitet, immer noch lieber ist als ein fauler Inländer, der einen Platz belegt, ihn aber nicht benützt. Und weiter müssen die Ausländer in erster Linie der deutschen Sprache mächtig sein, sonst erschweren und beeinträchtigen sie den Unterricht in Klinik oder Seminar, und müssen sich denselben Zulassungsbedingungen zur Immatrikulation oder zur Promotion, und in der medizinischen Fakultät zum Praktizieren durch Erstehen des Physikums unterwerfen wie die Deutschen oder nachweisen, daß sie in ihrer Heimat durchaus gleichwertige Bedingungen erfüllt haben, was freilich oft schwer nachzuweisen sein dürfte: nur so kann verhindert werden, daß ein minderwertiges Studentenmaterial aus dem Ausland sich in unsere Universitäten hereindrängt. Dagegen kann es durchaus der Findigkeit unserer Finanzleute überlassen werden, ob eine Erhöhung der Immatrikulations- und gewisser Arbeitsgebühren für Ausländer hinzukommen soll; vom Standpunkt der Universität aus wäre mir ein solcher Schutzzoll auf geistige Werte nicht sympathisch, jedenfalls darf diese Frage weder Professoren

noch Studenten etwas angehen. Endlich müssen sich die ausländischen Studenten während ihres Aufenthaltes bei uns unseren Sitten anpassen und unter allen Umständen darauf verzichten, schlechte Gewohnheiten aus ihrer Heimat an unsere Hochschulen zu verpflanzen. Nicht alle russischen Studenten und Studentinnen sind in dieser Hinsicht eine erfreuliche Acquisition für unsere deutschen Hochschulen, wenn wir auch nicht pharisäisch über solchen Splittern im fremden Auge den Balken im eigenen übersehen wollen und nicht einfach alle in einen Topf werfen dürfen. Und vielleicht erwägen die lauten Rufer im Streit gegen die Ausländer auch die Pflicht des deutschen Studenten, denen, die zu uns kommen, seinerseits möglichst viel gute Seiten an uns und unserem Volkstum zu zeigen.

Eine Lösung der Schwierigkeiten, die dem Universitätsunterricht und Universitätsbetrieb durch den stetig wachsenden Massenzudrang bereitet werden, bringt aber natürlich die Ausländerfrage, mag sie so oder anders beantwortet werden, doch nicht; das ist wie der Tropfen auf den heißen Stein. Nein, solange die Zahl der Universitäten und an ihnen die Zahl der Lehrstellen und der Arbeitsmöglichkeiten nicht ganz erheblich vermehrt wird, bleibt für den einzelnen Professor nur als Selbsthilfe die Einführung eines numerus clausus (einer festbestimmten Maximalzahl) für den Besuch seiner Übungen und seiner Kurse übrig. Das ist ja für die Studenten unbequem und unter Umständen eine Härte. Aber es ist eine Notwehr und würde vielleicht doch eine vernünftigere Verteilung der Studenten von Universität zu Universität und von Hörsaal zu Hörsaal zur Folge haben und so allmählich den Unterricht wieder heben und wirkungsvoller gestalten. Es kommt doch nicht darauf an, daß wir möglichst viele wie immer beschaffene Ärzte, Lehrer und Beamte auf unser Volk loslassen, sondern daß wir diese Stände möglichst tüchtig machen und durch sie den Bildungsstand unseres Volkes im ganzen möglichst erhöhen. Der Staat aber würde durch die Weigerung der Professoren, Studenten in ihr Seminar oder als Praktikanten oder bei Demonstrationsvorlesungen auch nur als Zuhörer über die Zahl derer hinaus aufzunehmen, die sie wirklich noch unterrichten und um deren Ausbildung sie sich persönlich noch kümmern können, schließlich einfach gezwungen werden, die Zahl der Universitäten, der Institute und der Lehrstellen dem Bedürfnis entsprechend zu vermehren.

Endlich gehört hierher auch die schon einmal gestreifte Frage nach dem Verhältnis des Universitätsunterrichts zur Praxis des Berufs. Die Universität erzieht Beamte, Geistliche, Oberlehrer und Ärzte — wodurch? Durch die Wissenschaft. Aber die Wissenschaft selber dient dem Leben, ist keine unpraktische, nicht lediglich graue Theorie. Das tritt am deutlichsten in der Medizin zutage, die ja keine geschlossene Wissenschaft, sondern vielmehr eine auf Wissenschaft beruhende Kunst ist. Deshalb hat es auch die Universitätsmedizin stets als ihre Aufgabe angesehen, ihre Schüler direkt in diese Kunst, also in die Praxis einzuführen, nicht bloß lehrend und theoretisch, sondern auch praktisch durch aktive Ausübung der ärztlichen Kunst und eigenes Mithandanlegen dabei unter Aufsicht und Leitung des Professors. Und wenn dies nun zum Teil auch in die Zeit über das Universitätsstudium hinaus, in das Praktikantenjahr verlegt worden ist, so bleibt doch, wie schon der Name „Praktikantenscheine" zeigt, der Universität noch Praxis und Praktisches genug übrig; vielleicht reicht sogar beides für die Ausbildung der Ärzte noch nicht einmal aus. Was von der Medizin gilt, gilt ähnlich so auch von einzelnen Naturwissenschaften, vor allem von der Chemie, von der aus sich die Brücke zu den technischen Hochschulen hinüber am leichtesten schlagen ließe; denn diese haben natürlich den Zusammenhang ihrer wissenschaftlichen Arbeit mit „den großen Leistungen der schaffenden Industrie" immer betont und festgehalten und in dieser den richtigen Nährboden auch für jene gefunden. Aber auch die Theologen lehren auf der Hochschule schon in homiletischen und katechetischen Seminarien die Praxis ihres Berufs; und bei den Juristen wird größere Rücksichtnahme auf die Praxis nicht nur verlangt, sondern auch wirklich geübt, wie schon die Vorlesungsverzeichnisse mit den Ankündigungen eines Strafrechtspraktikums, Zivilprozeßpraktikums oder eines Praktikums im bürgerlichen Recht zeigen können. Nur die philosophischen Fakultäten fühlen sich als die Vertreter der „reinen" Wissenschaft und halten es daher vielfach unter ihrer Würde, auf den künftigen Beruf ihrer Studenten und Kandidaten und auf die Praxis der Schule Rücksicht zu nehmen. Das törichte Wort: „Schulamtskandidaten kennen wir nicht unter unseren Zuhörern, wir kennen nur Studierende der Philologie" ist von einem hervorragenden Vertreter der klassischen Philologie gefallen. Daß diese Vernachlässigung des künftigen Berufs mit schuld ist an der bedauerlichen Unzufriedenheit unseres Volkes mit seinen höheren

Schulen, das nur nebenbei. Es ist aber auch ein Verstoß gegen die Elemente der Philologie selber, da docere (lehren) den doppelten Akkusativ regiert — quid? was? dazu gehört das Wissen und die Fachkenntnisse, und quem? wen? dazu gehört das Unterrichtenkönnen von Menschen und gehört die Pädagogik. Daß man dieser in den philosophischen Fakultäten immer noch nicht die ihr gebührende Stellung einräumt, ist ein schwerer Fehler, der sich eben in jener Mißstimmung weiter Kreise gegen unser höheres Schulwesen rächt und an dem unorganischen Nebeneinanderhergehen von Volksschule und höherer Schule die Schuld trägt. Es genügt heute nicht mehr, daß man einem Philosophen oder gar einem experimentellen Psychologen nebenbei einen Lehrauftrag für Pädagogik gibt, wodurch diese zu einer Nebensache herabgedrückt und von vielen Vertretern des Faches als ein lästiges Anhängsel ihres Amtes widerwillig und spärlich und deswegen leider auch oft schlecht genug verwaltet wird. Sondern was wir fordern müssen, sind ordentliche Professuren der Pädagogik an jeder Universität. Von Frankfurt erwarte ich gerade hierfür Verständnis und etwas wirklich Neues, wie uns ja bisher noch jede Universitätsgründung Neues gebracht hat. Wie ein Treppenwitz der Universitätsgeschichte nimmt es sich dagegen aus, daß in Berlin der amerikanische Austauschprofessor Wheeler über das Unterrichtssystem der Vereinigten Staaten vor deutschen Studenten Vorlesungen gehalten hat, daß aber deutsche Studenten in der deutschen Reichshauptstadt vom deutschen Schulwesen seit Paulsens und Münchs Tod ex officio nichts erfahren können. Übrigens will ich doch noch hinzufügen, daß verständige Philologen, Neusprachler, Historiker, Geographen und Mathematiker jenem hochmütigen Vorurteil zum Trotz längst schon in ihrem Unterricht Beziehungen suchen und herstellen zu dem, was die jungen Lehrer für den Schulunterricht in diesen Fächern brauchen, und sich so auch hier allmählich die Beseitigung eines alten Zopfes und das richtige Verhältnis von Theorie und Praxis herausbildet.

Zur Erziehung zum Beruf gehört endlich noch eines: daß sich die jungen Leute beim Verlassen der Universität über Fragen und Gegenstände ihres Berufs mündlich und schriftlich auszudrücken vermögen. Das erstere wird im Seminar geübt. Teilweise sogar direkt. Noch denke ich mit besonderem Vergnügen an die Redeübungen, die zu meiner Studienzeit Th. Fr. Vischer in Tübingen leitete und die in einer parlamentarischen Debatte gipfelten, die

schon durch ihr Thema — die Berechtigung des Adels —, und dann durch Vischers Resümee: „Was ist der Adel? eine große Illusion, aber eine weltgeschichtliche" an die Paulskirche erinnerte und erinnern sollte, der er ja 20 Jahre vorher angehört hatte. Oder man sucht indirekt den Studenten die Zunge zu lösen und verlangt, daß sie Rede und Antwort stehen und sich zusammenhängend und frei über wissenschaftliche Fragen äußern. Was alles freilich wiederum nur dann erreicht werden kann, wenn die Zahl der Teilnehmer an den Übungen eine beschränkte Höchstzahl nicht übersteigt. Dagegen fehlen im Universitätsunterricht schriftliche Ausarbeitungen vielfach ganz. Nur die Juristen müssen seit 1897 für die Zulassung zur Prüfung solche Arbeiten aufweisen, die von einem Professor oder dessen Assistenten zensiert sind. Studenten anderer Fakultäten können vier und fünf Jahre studieren, ohne einen einzigen Aufsatz geschrieben, ohne je eine wissenschaftliche Frage schriftlich bearbeitet zu haben. Das ist, wie ich glaube, der tiefste Mangel an unserem Universitätsunterricht und an unserer Lernfreiheit. Schon an den Studentenbriefen kann man, namentlich da, wo die Kinderstube fehlt, die Wirkung dieses Nichtschreibens als ein Nichtschreibenkönnen spüren; und die Prüfungsarbeiten zeigen dann diese Unfähigkeit und Ungewandtheit vollends, oft in geradezu erschreckendem Maße.

Da lobe ich mir das Stift in Tübingen, in dem der Student früher in jedem Semester zwei, jetzt im ganzen sieben wissenschaftliche Aufsätze zu schreiben hat, von denen zwei der Philosophie entnommen sein müssen. Die Themata stellt er sich unter Beratung älterer Kommilitonen oder der Repetenten (junger Gelehrter und Lehrer am Stift) selber, wie sie auch von diesen letzteren korrigiert und zensiert werden. Da geht nun mein, schon des öfteren ausgesprochener Vorschlag dahin, diese Sitte überall einzuführen — am besten so, wie bei den Juristen: ohne Vorlegung solcher Arbeiten keine Zulassung zum Examen; oder vorläufig wenigstens in der Weise, daß jeder, der sich um ein Stipendium bewirbt, als Erweis für seine Würdigkeit eine freigewählte schriftliche Arbeit einzuliefern hätte. Es würde damit verschiedenes erreicht. Die Stipendien würden weniger an Unwürdige vergeben, nur Fleißige würden sich darum bewerben; und sie würden infolgedessen nicht in so kleinen Portionen verabfolgt, daß sie dem Empfänger doch nicht eigentlich helfen. Wir haben — ich schäme mich es zu erzählen, aber es ist so — als Studenten ein-

mal die 25 Gulden, die ein Freund als Stipendium erhielt, in unserem Kreis an einem Abend verjubelt: er meinte, es sei doch nicht der Mühe wert, mit dieser kleinen Summe das Sparen anzufangen. Die Hauptsache aber ist für mich die: für viele wäre damit ein heilsamer Zwang zum Anfertigen schriftlicher Arbeiten gegeben und dadurch eine Lücke im Universitätsunterricht glücklich ausgefüllt. Auch für Doktordissertationen wäre es eine nützliche Vorbereitung und dadurch das Aussieben von solchen möglich, die sich zu wirklich selbständiger wissenschaftlicher Arbeit doch nicht eignen. Die Durchsicht dieser vielen Aufsätze von oft erheblichem Umfang könnte natürlich den Professoren nicht zugemutet werden, wenn sie nicht um alle Forscherarbeit und wissenschaftliche Produktivität gebracht werden sollten. Dafür müßten Assistenten, junge Gelehrte, Repetenten da sein, die auf diese Weise als Privatdozenten oder zu weiteren eigenen Studien die nötigen Mittel bekämen; es würde dadurch manchem Mittellosen ermöglicht werden, die ihm sonst verschlossene akademische Laufbahn einzuschlagen, und auch nach dieser Richtung hin der Vorwurf des „Kapitalismus" von dieser abgewendet.

Den Stiftern von Stipendien — solche brauchen Sie ja auch hier in Frankfurt — möchte ich raten, den Stiftungsbriefen die Klausel einzufügen: „Aus diesem Fonds sollen Stipendien in der Höhe von mindestens 200 Mark im Semester an solche vergeben werden, welche der Bewerbung jedesmal eine unter Ehrenwort von ihnen selbst angefertigte und als genügend befundene wissenschaftliche Arbeit aus ihrem Fach beilegen. Ist die Anzahl der Bewerber größer als die vorhandenen Teilportionen von 200 Mark, so entscheidet über die Empfänger die Güte der Arbeiten." Das wäre, meine ich, nützlicher als die goldene Uhr und die Bierfreiheit des dreitausendsten Studenten.

Vielleicht könnte ich in diesem Zusammenhang auch ein Wort sagen über die heikle Frage der Kollegienhonorare, aber ich verschiebe das besser auf das nächste Mal, wo ja doch noch allerlei ohne ganz festen Zusammenhang nacheinander besprochen werden muß.

VI. Allerlei aktuelle Probleme.

A. Die Kolleggeldfrage.

Mit dem Studium und dem Verhältnis von Professor und Student hängt die Kolleggeldfrage enger zusammen, als es auf den ersten Blick scheint, und auch in die Lehrfreiheit der Professors und die Lernfreiheit der Studenten greift sie ein. Sie gilt freilich, wie schon das letzte Mal gesagt, für einen heiklen oder wunden Punkt, über den man nicht gerne spricht. Aber zu verbergen ist hier nichts, lassen Sie mich daher ganz offen darüber reden.

Es ist ja auf den ersten Blick etwas Seltsames, daß der deutsche Universitätsprofessor für dieselbe Leistung doppelt bezahlt wird — vom Staat mit seinem Gehalt und von den Studenten für den Besuch seiner Vorlesungen durch das Kollegienhonorar. Wie alles bei den konservativen Universitäten so erklärt sich auch diese Einrichtung aus ihrer Entstehung und Entwicklung. Ganz zu Anfang waren sie Privatunternehmungen, die Lehrer lebten vom Unterrichtsgeld, das ihnen ihre Schüler zahlten, gerade wie ursprünglich die Schullehrer auf das Schulgeld angewiesen waren. Aber tüchtige Lehrer suchte man in den Städten, denen das Herbeiströmen von Schülern erheblichen materiellen Vorteil brachte, zu halten oder einander abspenstig zu machen, und so bekamen sie eine kirchliche Pfründe, etwa in Gestalt einer freien Wohnung, oder in Italien von den Universitätsstädten Geld. Wo aber die Universitäten Staatsanstalten waren — und das waren sie ja in Deutschland von Anfang an —, da sorgten die oft recht kleinen und armen Fürsten für den Unterhalt der Professoren wiederum durch Zuwendung einer kirchlichen Pfründe oder durch einen kleinen Gehalt, von dem allein sich aber nicht leben ließ: daher waren auch hier die Professoren daneben auf Privatunterricht und Privatvorlesungen und auf das dafür eingehende Stunden- und Kolleggeld, manche sogar auf die Einnahmen von studentischen Pensionären und Kostgängern angewiesen. Naturgemäß bildete sich dadurch ein Unterschied zwischen zweierlei Vorlesungen heraus: die Publika hielt der Professor als Angestellter für seinen Gehalt, unentgeltlich für die Studenten; für die Privatvorlesungen dagegen, die Privata und Privatissima, ließ er sich von diesen bezahlen. Zuerst waren die Publika die Hauptvorlesungen seines Faches, die der Student gehört haben mußte, diese — die Privata — be-

handelten Spezialitäten oder waren Repetitorien, für die extra zu bezahlen hatte, wer sie sich leisten wollte und sie als besondere Nachhilfe für notwendig hielt, oder galten auch für vornehmer, wie sich ja heute noch Prinzen solche Privatissima von Professoren halten lassen. Die Privatvorlesungen hielt der Professor bei sich zu Hause, nur die Publika fanden in einem der wenigen und meist recht wenig gastlichen öffentlichen Hörsäle statt. Das hat sich nun mit der Zeit verschoben: die Privatvorlesungen, für die Kolleggeld zu zahlen ist, sind jetzt die Hauptfachkollegia, die Publika sind mehr allgemeiner Natur, oft ausdrücklich für Studierende aller Fakultäten angekündigt und Mittel und Anreiz sozusagen zum Erwerb der Bildung, die man die allgemeine nennt. Und gehalten werden — mit verschwindenden Ausnahmen — alle Vorlesungen und alle Kurse und Übungen in den öffentlichen Universitätsgebäuden und -hörsälen. Auf diese Weise wurde, da die Gehälter der Professoren noch längere Zeit sehr klein waren, der immer teurer werdende Universitätsunterricht in der Hauptsache von den Studenten bestritten; der Aufwand für eine Universität aus den Mitteln des Staats bewegte sich dadurch in den bescheidensten Grenzen. Endlich nennt man heute diejenigen Übungen, zu deren Besuch der Student die ausdrückliche Erlaubnis des Professors nötig hat, Privatissima; und da ist nun freilich ein bemerkenswerter Unterschied der, daß diese in der theologischen und philosophischen Fakultät in der Regel unentgeltlich, bei den meisten Juristen, vor allem aber bei Medizinern und Naturwissenschaftern gerade besonders teuer sind, weil hier der Hauptunterricht in solchen praktischen Übungen besteht und die Mühewaltung des Professors dabei besonders groß ist.

So ist das gemischte System entstanden. Warum wird es beibehalten? Man könnte kurz sagen: weil durch die Bezahlung des Kolleggelds von den Studenten an den Professor immer noch ein Teil der Universitätskosten vom Staat auf den Studenten abgewälzt wird. Denn abgesehen von den Primadonnengehältern einiger „Sterne", wie sie jede Universität haben muß, sind die staatlichen Besoldungen der Professoren noch immer nicht ganz „auf den für die übrigen gelehrten Berufe üblichen Stand erhöht"; man bringt bei Berufungen das Durchschnittseinkommen aus dem Kollegienhonorar ausdrücklich mit in Anschlag für die Bemessung des zu gewährenden festen Gehalts, und erst durch den Hinzutritt desselben werden die Professoreneinkünfte erheblicher, bei einzel-

nen sogar sehr hoch. Aber dieser selbe Zweck würde natürlich ebenso erreicht, wenn der Staat die Vorlesungsgelder für sich einzöge und dafür die Gehälter der Professoren allgemein und durch Zulagen für einzelne noch besonders erhöhte: er würde dabei immer noch ein gutes Geschäft machen.

Fällt aber dieser Grund weg, so wird man nun vor allem für unsre Einrichtung das anführen, daß durch diesen beweglichen Faktor des Professoreneinkommens noch einmal die Unabhängigkeit des deutschen Professors dem Staat gegenüber gewahrt und erhöht wird, das Kolleggeld als eine von der Bewilligung der Regierung oder des Landtags und seiner politischen Parteien oder von Kurator und Kuratorium unabhängige Einnahme einen Schutz der akademischen Lehrfreiheit bildet; wenn der Professor ein guter Dozent oder ein großer Gelehrter ist, so fehlt es ihm an Einkommen nicht; er braucht nicht um Gehaltserhöhung zu bitten und zu betteln, ist auch darin auf niemandens Gunst oder Mißgunst angewiesen. Auch daß er der einzige Beamte ist, der in seiner Amtsführung nicht beaufsichtigt, niemals visitiert wird, hängt damit zusammen; es ist eben immer noch etwas vom Privatlehrer zurückgeblieben: wer seine Sache schlecht macht, wird es auch ohne Staatskontrolle am abnehmenden Besuch und an der zurückgehenden Honorareinnahme spüren. Damit möchte ich mich freilich nicht auf den Standpunkt derer stellen, die meinen, daß ohne solchen Ansporn der Professor nicht genügend viel lesen und sich für seine unterrichtliche Tätigkeit nicht genügend interessieren und Mühe geben würde. Das ist eine Beleidigung, so schwer wie die wäre, daß man sagte, unsere Beamten würden ihre Pflicht nicht tun ohne Aussicht auf Neujahrsremunerationen. Hiergegen behaupte ich mit Runze (Die akademische Laufbahn und ihre ökonomische Regelung 1895): „Wahrheitstrieb, Liebe zur Arbeit, Freude an der Forschung, daneben Lust am Lehren und teilnehmender kameradschaftlicher Sinn für die Kommilitonenjugend — das sind hinlängliche Triebfedern, die zu steter Vervollkommnung treiben; wer von ihnen nicht erfüllt ist, dem kann das Honorar nur eine Versuchung sein, scheinen zu wollen, was man nicht ist. Und ebenso sind Berufspflicht, Beamtentreue, Ehrgefühl, Vaterlandsliebe ausreichende Regulativen, um vor Abwegen von der geraden Linie der Berufserfüllung zu bewahren." Immerhin ist nicht zu bestreiten, daß das Kolleggeld mit der akademischen Freiheit oder umgekehrt diese mit jenem zusammenhängt. Aber durchschlagend wäre

dieser Grund nur dann, wenn der Professor, um seine Unabhängigkeit der Regierung gegenüber zu sichern, dafür auch auf Titel und Orden verzichten wollte. Das erstere hat die Straßburger Professorenschaft getan: in der sogenannten „Unrats"adresse an den Statthalter von Manteuffel hat sie sich den Geheimratstitel verbeten. Doch bröckelt neuerdings auch von dieser guten Tradition Steinchen um Steinchen ab; und es ist überdies nur eine halbe Maßregel, wenn daneben von den Professoren Orden angenommen und auf ihre Verleihung oder Nichtverleihung Wert gelegt wird; gerade auf diesem Instrument wissen ja die Regierungen besonders virtuos zu spielen.

Andererseits sind aber auch nicht alle Gründe durchschlagend, die gegen die Einrichtung des Kolleggeldes ins Feld geführt zu werden pflegen. Das Verhältnis zwischen Professor und Student werde dadurch getrübt, sagt man, es werde aus einem Vertrauens- und Kommilitonenverhältnis in ein geschäftliches Geldverhältnis verwandelt. Das läßt sich mit dem Hinweis auf den Hausarzt rasch abtun: dieser bleibt Vertrauensmann und Hausfreund trotz des Honorars, das wir ihm für seine ärztlichen Bemühungen schicken müssen. Und so kann ich tatsächlich versichern, daß ich mich — und ich bin den Studenten immer besonders nahe gestanden — durch die Annahme des Kolleggeldes in meinem Verhältnis zu ihnen nie bedrückt gefühlt habe und daß niemals auch nur der Schatten des Verdachts es beeinträchtigt hat, als könnten wir uns hin und her als Bezahlte und Bezahlende gegenüberstehen. Umgekehrt ist der Student dem Professor gegenüber freier, wenn er ihn bezahlt: er braucht ihm für seinen Unterricht, den er vielleicht innerlich ablehnt, nicht dankbar zu sein und nicht aus Pietät mit seiner Kritik zurückzuhalten.

Mehr für sich hat dagegen der Einwand, daß dadurch zu große Unterschiede zwischen den einzelnen Dozenten sich auftun, Unterschiede des Einkommens und damit der Gegensatz von Arm und Reich, und daß diese oft sehr große Differenzierung nicht bloß und nicht notwendig in der Person und ihrer Anziehungskraft auf die Zahl der Hörer, sondern vielfach schon im Fach begründet liege. Ich erinnere mich noch mit Vergnügen der verständnislosen Frage eines hohen Herrn an unseren weltberühmten Orientalisten: „Haben Sie viele Zuhörer?" „Für mein Fach bin ich mit ihrer Zahl zufrieden", gab dieser darauf schlagfertig zur Antwort. Nun würde man freilich sagen können, diese Unterschiede kommen

doch — bei den konsultierenden und operierenden Medizinern, oder bei den großen Juristen, die für ihre Rechtsgutachten mit vielen Tausenden bezahlt werden, oder bei gewissen Dozenten an den technischen Hochschulen, die der Industrie wertvolle Dienste leisten. Auch den Idealismus des deutschen Professors könnte man ins Feld führen und sagen: Wer bei kleinem Einkommen den viel verdienenden Kollegen beneide oder gar auf Grund seiner reicheren Einnahmen auf den in bescheidenen Verhältnissen lebenden herabsehe, der sei gar kein richtiger Professor. Allein Professoren sind auch nur Menschen, und das Maß von Bitterkeit, das einzelne der Minderbegünstigten erfüllt, ist vielleicht gelegentlich doch größer, als man denkt. Und ein wirklicher Mißstand und eine tatsächliche Ungerechtigkeit liegt fraglos darin, daß der alternde und aus der Mode gekommene Professor — denn auch die Anziehungskraft der Universitätsdozenten ist der Mode unterworfen — nach einer langen und verdienstvollen Tätigkeit plötzlich oder allmählich auf Halbsold gesetzt und ohne eigne Schuld eines erheblichen Bruchteils seiner Einnahmen beraubt wird; oder umgekehrt, daß er über die Zeit der Kraft hinaus durch den Gedanken an diese Einnahmen, statt sich bei Zeiten emeritieren zu lassen, auf seinem Posten bleibt und schließlich nur noch Jüngeren und Besseren den Platz versperrt. Zu früh geht keiner ab, zu spät viele.

Als letztes endlich und Entscheidendes kommt aber nun der Verdacht, *als ob* der Professor um des Kolleggelds willen gewisse Vorlesungen monopolisiere, sich gegen das Hochkommen Jüngerer sträube, die Überfüllung seiner Hörsäle namentlich in den praktischen Übungen trotz ihrer notorisch ungünstigen Wirkung auf die Qualität des Unterrichts begünstige und die Verdopplung und Verdreifachung der Lehrstühle und die Zulassung der Extraordinarien zu den Prüfungen deswegen verhindere, überhaupt das, was im Wort Universitäts-„Mammonismus" und „-Kapitalismus" sich zusammenfassen läßt, sich in unseren Reihen breit mache und korrumpierend wirke. Dieser häßliche Verdacht, dieser üble Schein, an dem ja gewiß einiges wahr, das meiste aber wirklich nur üble Nachrede ist, bringt mich zu dem Schluß, daß das Kolleggeld — trotz seines Wertes für den Schutz und die Erhaltung der akademischen Freiheit und Unabhängigkeit — besser abgeschafft würde. Aus diesem Grund der Sorge für unsere Ehre und unsern guten Ruf bin ich — nicht ohne schwere Bedenken und auf alle Gefahr hin — ein Gegner der Beibehaltung unseres Systems

der Doppelbezahlung, ein entschiedener Verfechter der Abschaffung des Kolleggelds als einer Einnahmequelle für die Professoren geworden. Der Staat soll die Kolleggelder und Praktikantenhonorare für sich einziehen, daraus die Gehälter der Professoren angemessen erhöhen und sie durch ein System regelmäßiger und gesetzlich bestimmter Abstufung nach dem Dienstalter und dem Umfang ihrer Obliegenheiten von Willkür und Gunst möglich unabhängig machen. Persönliche Zulagen zur Gewinnung oder Erhaltung bedeutender Gelehrter können dabei nach wie vor bestehen bleiben.

Mit dieser Forderung stehe ich ja längst nicht mehr allein, wenn auch vermutlich immer noch in der Minderheit. In Österreich ist sie seit 1898 verwirklicht: dort „steht den ordentlichen Professoren sowie den besoldeten außerordentlichen an den Universitäten kein Anspruch auf das von den Studierenden für den Besuch der Vorlesungen oder Übungen zu entrichtende Kollegiengeld mehr zu". Daß es sich hier nicht durchaus bewährt hat und Österreich seitdem Mühe hat, seine nach Deutschland berufenen Professoren festzuhalten oder solche aus Deutschland neu zu gewinnen, hängt mit der Ungleichmäßigkeit des Verfahrens hier und dort zusammen und beweist nichts gegen die Richtigkeit des Gedankens an sich. Daher ist es auch durchaus verständlich und richtig, wenn Hamburg in seinem Universitätsplan es für „unmöglich erklärt, abweichend von allen anderen deutschen Staaten, den Professoren der hamburgischen Universität die Kollegiengeldeinnahme zu versagen". Hier muß in ganz Deutschland oder noch besser an allen Universitäten deutscher Zunge, in Deutschland, Österreich und der Schweiz, gleichmäßig verfahren, nach meiner Ansicht also die Abschaffung des Kolleggelds überall gleichmäßig durchgeführt werden. Die seit 1897 in Preußen bestehende Regelung, die dort allerdings mit der Bureaukratisierung der Universitäten und der Tendenz, die Professoren immer mehr zu Staatsbeamten zu machen, zusammenhängt, diese Regelung, wonach die den Betrag von 3000 Mark (in Berlin 4500 Mark) übersteigenden Kolleggelder zur Hälfte innebehalten werden, ist auch an Ort und Stelle selbst „vielfach lebhaften Bedenken begegnet", führt teilweise zu ähnlichen Schwierigkeiten wie die österreichische Bestimmung und ist tatsächlich nichts anderes als der Anfang vom Ende des herrschenden Kolleggeldsystems, ein Anzeichen dafür, daß dieses wirklich nur noch „als ein Überrest eines versinkenden Systems in die Gegen-

wart hineinragt" und seine Tage gezählt sind. Nachdem daher Preußen einmal mit der Ablösung begonnen hat, mache man der Sache doch lieber vollends radikal ein Ende und hacke dem Hunde den Schwanz auf einmal ab; ein solches entschlossenes Abschaffen wäre würdiger, als die Halbheit und das allmähliche Abbauen. Kommen muß es, entsprechend der ähnlichen Entwicklung bei anderen öffentlichen Ämtern, ja doch. Aber noch einmal sei es betont, es muß dann für ganz Deutschland gleichzeitig und einheitlich geregelt werden; vielleicht könnte hierzu eine Schulberatungsstelle von Reichswegen, wie sie Kerschensteiner vorschlägt, den Anstoß geben.

Zu bedenken und ungerechten Einwänden gegen unser heutiges System entgegenzuhalten ist freilich noch eines: daß dem Vorteil der Doppelbezahlung das größere Risiko der akademischen Laufbahn gegenübersteht. Die Privatdozenten sind der Nachwuchs, aus dem — glücklicherweise allerdings nicht notwendig und nicht ohne Ausnahmen — die Professoren genommen werden. Aber die Privatdozentur gibt kein Anrecht, keinen rechtlichen Anspruch auf die Professur; Privatdozenten sind keine Beamtenanwärter, die, wenn nichts Gravierendes gegen sie vorliegt, aufrücken müssen. Es kann einer ein sehr alter oder gar ein ewiger Privatdozent sein und bleiben. Das kann seine eigne Schuld sein, wenn er nichts Erhebliches leistet und nicht beizeiten einsieht, daß er zum Beruf des Universitätslehrers nicht taugt, und sich darum nicht rechtzeitig vom schwanken Boot des Privatdozenten hinüberrettet in das sicherere Boot des Beamten oder des Oberlehrers. Es ist aber hier auch wieder der Ort, wo allerlei Menschliches, Allzumenschliches verübt wird und Protektion und Nepotismus, persönliche Animosität und Abneigung, Clique und Klüngel im stillen tätig sind. Darauf wird freilich auch der Unzulängliche die Schuld lieber schieben wollen als auf sich selber, und so ist auch hier die üble Nachrede schlimmer als die Wirklichkeit. Jedenfalls endigt aber dann, was schön begonnen, vielfach in arger Verbitterung und in einem verpfuschten Menschenleben. Und doch gibt es dagegen keine Abhilfe: die Einführung des Anciennitätsprinzips an Stelle freier Selektion und Elektion hieße einen Preis aussetzen auf Nullitäten und auf das Hochkommen wohlhabender Mediokritäten. Auf dem Vorschlagsrecht der Fakultäten und auf dem Institut der Privatdozenten zusammen beruht die Lehrfreiheit und die Blüte unserer deutschen Universitäten: daran dürfen wir des-

halb auch nicht rütteln lassen aus Mitleid mit dem, der dabei unter die Räder kommt.

Daß nun den Privatdozenten das Kolleggeld im vollen Betrag überlassen bleiben muß, versteht sich von selbst; sie sind Privatlehrer, ihr einziges Einkommen besteht in dem, was sie dafür nach dem üblichen Satz von ihren Hörern bezahlt bekommen. Die Ungleichmäßigkeit, die dadurch zwischen Privatdozenten und unbesoldeten Extraordinarien einerseits, Ordinarien und besoldeten Extraordinarien andererseits entsteht, hat in Österreich zu keinerlei Bedenken oder Schwierigkeiten geführt, würde also auch bei uns „recht wohl erträglich" sein. Der Privatdozent soll nach wie vor frei, vollkommen frei bleiben, ohne alle amtlichen Pflichten. Deshalb soll er auch keine Rechte und keine Teilnahme an den Geschäften der Universität und der Fakultät für sich fordern, die sofort zu Verpflichtungen führen müßten. Daß in Österreich die Privatdozenten zwei von ihnen gewählte Vertreter in das „Professorenkollegium" der Fakultät mit Sitz, aber ohne Stimme entsenden dürfen, scheint mir keine glückliche Errungenschaft, sondern ein bedenklicher Schritt vom richtigen Wege zu sein; wie ich freilich umgekehrt die lex Arons in Preußen vom Jahre 1898, die den Unterrichtsminister und das Staatsministerium sich mit der Fakultät und über ihr in das Disziplinarrecht über Privatdozenten teilen läßt, noch für weit schlimmer, für eine Verkennung der Privatdozentur und für eine weder notwendige noch berechtigte Ausdehnung der Staatsgewalt gegen die Selbständigkeit der Universitäten halte.

Daß durch das Assistentenwesen und selbst schon durch den staatlichen Fonds für Privatdozentenstipendien die goldene Unabhängigkeit dieser Privatlehrer allmählich eingeschränkt und auch allerlei Streberisches unter ihnen selbst großgezogen wird (woran es übrigens nie ganz wird gefehlt haben), liegt auf der Hand. Überhaupt ist, wie schon gesagt, durch die großen Institute und die Herrschgewalt ihrer Direktoren über einen Stab von Assistenten, Beamten und Bediensteten ein monarchisches Prinzip in die Gelehrtenrepublik eingedrungen, das in den Forschungsinstituten, wo die Kontrolle und Kritik der Hörer fehlt, noch bedenklichere Formen annehmen und auch bei der Verteilung der Gewalt an mehrere Abteilungsvorstände doch immer ausgesprochen monarchisch bleiben wird. Das scheint mir viel gefährlicher und der Freiheit der jüngeren Gelehrten abträglicher als die ganze vielventilierte Kollegiengeldfrage.

B. Die Universitätsferien.

Ein anderes Skandalon neben dieser und Gegenstand vielfachen Neides sind die langen Universitätsferien. Und doch haben auch sie zunächst einen guten Sinn. Wenn man unser Vorlesungswesen veraltet nennt — nicht mit Recht freilich, wie wir gesehen haben — und klagt, daß sich dabei der Student zu passiv und zu sehr nur rezeptiv verhalte, so soll er dafür in den Ferien aktiv verarbeiten und verdauen, was er im Semester gelernt hat. Und das geschieht auch vielfach von fleißigen oder auch gerade von solchen Studenten, die während des Semesters unfleißig gewesen sind und gebummelt haben. Aber allerdings nicht immer. Schon das Feriengefühl läßt manchen nicht zum gesammelten Arbeiten kommen; noch mehr aber fehlt zu Hause die wissenschaftliche Atmosphäre, die zur Arbeit animiert und Anregung gibt, fehlen die Bücher und die Instrumente, die man dazu nötig hat, und fehlt im armen und kinderreichen Elternhaus oft schon der Platz und die Ruhe, jede Arbeitsmöglichkeit. So kann man in den Ferien wirklich viel vergessen und gründlich verbummeln, kann stumpfsinnig und interesselos werden und in schlechterer „Fassson" und Disposition aus ihnen ins Semester zurückkommen. Diese Gefahr ist bei zwölf und dreizehn Wochen im Herbst, bei acht und neun Wochen im Frühjahr (zusammen 23—24 Ferienwochen!) allmählich eine wirklich große geworden. Für den Studenten sind die Ferien fraglos zu lang, — zu lang geworden; denn ihre Dauer ist in den letzten zwanzig Jahren rapid gewachsen und wächst noch immer zu; das volle halbe Jahr wird bald erreicht sein.

Wer daran schuld ist, Professoren oder Studenten, will ich nicht entscheiden. Immerhin — ich habe die Geschichte schon öfter erzählt, die mir einmal vor Jahren passiert ist, als ich von Straßburg zu einem Hochstiftsvortrag hierher nach Frankfurt fuhr. Es war an einem Samstag, acht Tage vor Weihnachten. In Heidelberg stiegen zwei Studenten zu mir in das Coupé, um in die Weihnachtsferien nach Hause zu reisen. „Warum lesen eigentlich die dummen Kerls noch bis Dienstag?" fragte der eine. Darauf antwortete der andere mit jener „Wurschthaftigkeit", die wir an dem deutschen Studenten kennen und schätzen: „Ach, weißt du, wenn sie heute geschlossen hätten, wäre ich schon vor acht Tagen abgereist." Der Student zeigt in diesem frühen Schließen seine Souveränität, dem Professor seine Macht; es ist ein Ausfluß seiner Lernfreiheit,

vielleicht gelegentlich auch der Lebensfreiheit, wenn ihn z. B. nach Fastnacht sein leerer Beutel vor der Zeit zu den Fleischtöpfen der Mutter nach Hause treibt. Auch könnte man sich in Frankfurt überlegen, ob man nicht zu der guten alten Sitte der Semestermiete zurückkehren will, um den Anfang vor dem 1. Mai und dem 1. November und das Hinauslesen über den letzten Februar und den letzten Juli möglich zu machen. Der Professor aber will nicht vor leeren Bänken lesen und sein vor Hunderten begonnenes Kolleg nicht verfanden lassen und vor 20 und 25 zu Ende führen müssen. Darum sucht er nun seinerseits den Studenten zuvorzukommen und schließt noch einmal vor der Zeit und immer wieder um einige Tage früher. So ist es einfach ein circulus vitiosus, und die Schuld verteilt sich zu gleicher Hälfte auf beide Teile.

Aber merkwürdigerweise werden diese langen Ferien nicht dem Studenten verdacht, der sie nicht nötig hätte und vielfach nicht richtig anwendet, sondern dem Professor. Und er — ja sind denn wir deutschen Professoren faule Leute? Seines Fleißes darf sich nach Lessing jedermann rühmen, und so möge denn auch das Selbstlob unseres Fleißes von Ihnen hingenommen werden. Ich glaube, wir können es darin wirklich mit den anderen allen aufnehmen; und doch sind wir Freunde und Verteidiger der langen Universitätsferien, weil — wir sie brauchen, sie zur Arbeit nötig haben. Im Semester sind wir Lehrer, Institutsdirektoren, Examinatoren, Dekane und Rektoren, und sollen doch zugleich Forscher und Gelehrte sein: daher brauchen wir, nach vier oder sechs Wochen der Erholung, unsere langen Ferien zur wissenschaftlichen und schriftstellerischen Arbeit. So ist hier zwischen Professor und Student ein Gegensatz, der ausgeglichen werden muß und ausgeglichen werden kann. Man teile das Studienjahr in drei Trimester von je drei Monaten, mit je 14 Tagen Unterbrechung an Weihnachten und an Ostern; das vierte Trimester sei Ferienzeit. Dadurch wird diese um mehr als einen Monat im ganzen verkürzt und überdies der Juli zu einem Ferien-, der Oktober zu einem Arbeitsmonat werden, was längst schon vernünftig wäre. Der Professor aber werde nur zwei Trimester zu lesen verpflichtet, im dritten entweder ganz oder doch fast ganz davon befreit. Dann behält er die ihm notwendigen langen Ferien zur Arbeit, und dem Studenten werden sie auf eine angemessenere und immer noch genügend lange Dauer reduziert. Aufgabe der Fakultäten aber wird es sein, dabei einen rationellen Lehrplan herzustellen, wozu sie

ja bisher schon verpflichtet sind; doch müßten sie dabei, jedenfalls für den Anfang, viel energischer ein- und durchgreifen, als sie es zu tun pflegen. Auch auf die Mitarbeit der Extraordinarien müßte und könnte dadurch mehr als bisher und so, wie diese es wünschen und fordern, gerechnet und zurückgegriffen werden.

Doch ich weiß wohl, auf den konservativen Universitäten kommt eine solche Reform entweder überhaupt nicht oder nicht von selber; und doch wäre es besser, sie käme von innen heraus, als daß sie von oben herab dekretiert und über uns verhängt würde. Und überdies brauchen wir dazu statt des beweglichen ein auf den ersten Sonntag des April festgelegtes Osterfest: danach schreit nachgerade alle Welt, dazu verhelfen aber kann uns nur der Papst. Vielleicht, daß der Nachfolger von Pius X. sich dazu entschließt.

C. Allerlei Examina.

Am Eingang und am Ausgang der Studienzeit stehen Examina. Von beiden Arten haben wir zu reden.

Seit 1788, beziehungsweise 1812, bildet das Abiturientenexamen die enge Pforte für die Zulassung zur Universität; ohne sie passiert zu haben wird keiner immatrikuliert. Oder vielmehr man muß unterscheiden. Es gibt auch eine sogenannte kleine Matrikel, in die Immaturi von bestimmten Kategorien — ich nenne nur Pharmazeuten oder junge Volksschullehrer mit Seminarbildung — aufgenommen werden. Darüber entscheidet nach statutarischen oder gewohnheitsrechtlichen Grundsätzen der Rektor. Dabei kann man wünschen, daß auf der einen Seite nicht zu rigoros und zu engherzig verfahren werde, und andererseits doch verlangen, daß der „modernen Standeshebungsepidemie“ nicht zu sehr nachgegeben und nicht allzu weitherzig „Schüler ohne die nötige Vorbildung und ohne wissenschaftliche Absicht“ aufgenommen werden möchten. Endlich kann auch von dem einzelnen Professor Hospitanten der Zutritt zu seinen Vorlesungen ausdrücklich gestattet werden, wobei man in erster Linie an ältere, nicht immatrikulierte Akademiker zu denken hat, aber auch an Offiziere oder Kaufleute, überhaupt an solche, deren Beruf auch ohne Abiturientenexamen eine gewisse Garantie gibt für den Ernst ihres Vorlesungsbesuches. Bei dieser Kategorie herrscht selbstverständlich eine gewisse Willkür, eine größere oder geringere Laxheit der einzelnen Dozenten, die sich besonders bei der Frage nach der Zulassung von Frauen zeigt. Ich rede hier nicht von den Studentinnen, die ihr Abiturientenexamen

gemacht haben, oder von den Lehrerinnen mit Seminarzeugnissen, die nicht in der großen, sondern in der kleinen Matrikel ihre richtige Stelle finden, sondern von Frauen ohne Zeugnis und ohne Beruf. Wo soll hier die Grenze sein? Wenn wirklich wahr wäre, was man sich in Universitätskreisen erzählt, daß in größeren Universitätsstädten Damen mit ihren 12- und 13jährigen Schulmädchen in die Vorlesungen gefeierter Dozenten kommen und auf kleinen Universitäten Kellnerinnen an ihren freien Nachmittagen dasselbe tun, so sind wir der Gefahr schon recht nahe, daß an die Stelle von Universitätsvorlesungen, in denen Wissenschaft nicht nur gelehrt, sondern auch gelernt werden soll, Schönrednerei und Haschen nach Effekt, Modetuerei und geistreichelndes Amüsement ohne Ernst und Lernwillen tritt. Das gehört so wenig in die Hörsäle der Universität, wie die Käufer und Verkäufer, die Wechsler und Taubenkrämer zur Zeit Jesu in den Tempel gehört haben. Und darum — es mag für gebildete und bildungshungrige Frauen noch so hart sein: ohne Zeugnis oder Garantie bietenden Beruf keine Zulassung von Frauen zu Universitätsvorlesungen! So habe ich es immer gehalten, und ich und meine ernsthaften Zuhörer haben sich dabei wohl befunden.

Aber auch bei den rite immatrikulierten Studenten kommen Schwierigkeiten. Unsere Universitäten haben ihren Ursprung in der Zeit der lateinisch redenden Scholastik und des auf das klassische Altertum zurückgehenden Humanismus und Neuhumanismus. Daher war die Vorbildungsanstalt für das Universitätsstudium das humanistische Gymnasium, auf dem man Lateinisch und Griechisch lernte. Daneben aber kamen mit der Zeit noch zwei — mit den Reformanstalten drei — andere neunklassige Schularten als gleichwertig auf: die Realgymnasien mit Latein ohne Griechisch und die Oberrealschulen auch ohne Latein. Lange Zeit kämpften diese beiden um die Zulassung ihrer Schüler — erst zu einzelnen Fächern und Fakultäten, schließlich zum Universitätsstudium überhaupt. Seit 1901 ist das erreicht, das Gymnasialmonopol ist gebrochen, auch die Abiturienten der Oberrealschulen ohne Griechisch und Lateinisch werden immatrikuliert.

Für dieses Prinzip der Gleichwertigkeit der drei Formen höherer Schulen habe auch ich mitgekämpft und bin dafür eingetreten und freue mich nun natürlich, daß es durchgesetzt und dadurch für einige Zeit eine Art Schulfriede hergestellt worden ist. Aber ich habe mir etwas anderes darunter vorgestellt, als was daraus

geworden ist und immer mehr zu werden scheint. Es kam öfters vor, daß ein junger Mensch sich erst spät zu diesem oder jenem akademischen Beruf entschloß, der die Kenntnis von Latein oder Griechisch erforderte; er war aber dafür nicht auf die richtige Vorbereitungsanstalt geraten, wenn er z. B. Theologie studieren wollte und die Oberrealschule besucht hatte. Da war es nun mit Hindernissen aller Art verknüpft, den Beruf zu wechseln, das Nichtgelernte nachzuholen und, was ja in Deutschland das wichtigste ist, die nötigen Zeugnisse dafür beizubringen. Man fragt nämlich im bureaukratischen Staat nicht, was einer weiß, sondern wo und wie er sich sein Wissen erworben hat, und schickt ihn von Pontius zu Pilatus, bis er dieses Wissen amtlich abgestempelt nachweisen kann. Dem mußte ein Ende gemacht, die Plackereien und Erschwerungen eines solchen Berufswechsels mußten beseitigt werden. Und das erreichte man dadurch, daß man die Zeugnisse der drei neunklassigen Anstalten gleichstellte und ihren Abiturienten allen die Tore der Universität öffnete. Aber unsere Wissenschaft wurzelt nach wie vor im Altertum, bei den Naturwissenschaften und in der Medizin stammt wenigstens die Terminologie, die zwar etwas Untergeordnetes, aber darum doch nicht nichts ist, noch immer aus dem Lateinischen oder Griechischen. Und so sind die richtigen Vorbereitungsanstalten für das Universitätsstudium oder doch für die meisten Fächer desselben nach wie vor die humanistischen und die Realgymnasien. Das sagt der gesunde Menschenverstand, und dafür zu sorgen hat die Sitte. Allein — und das ist der Sinn jener Gleichstellung — wenn einer in die falsche Schule geraten ist, soll er dadurch nicht geschädigt, soll ihm der Weg zu dem von ihm nachträglich anders gewählten Ziel nicht erschwert oder gar verschlossen werden.

Nun kommt aber ein Leidiges in die Quere. Die Universitätsbildung gilt vielfach noch immer als besonders vornehm; darauf ist, zum Teil wenigstens, die Überfüllung unserer Hochschulen zurückzuführen; und so gelten auch die Schulanstalten, die zu ihr hinführen und auf sie vorbereiten, als die vornehmeren. Wenn nun die Oberrealschulen die Gleichberechtigung in diesem Sinn auffassen und unter diesem Gesichtspunkt ansehen, so kommen sie dazu, möglichst viele Schüler auf die Universität vorbereiten und von sich aus dorthin schicken zu wollen. Und das ist verfehlt, ist vom übel. Die Oberrealschulen sind normalerweise die Vorbereitungsanstalten für die technischen Hochschulen und für ge-

wisse praktische Berufe höheren Stils in Handel und Industrie; der Übergang ihrer Schüler zur Universität soll nur Ausnahme und Notbehelf sein und von ihnen selber so betrachtet werden.

Ich sage das nicht aus einer vorgefaßten Meinung heraus, sondern weil ich bei den Oberlehrer- und Doktorprüfungen und schon vorher im Seminar während des letzten Jahrzehnts die Not der von den Oberrealschulen herkommenden Studenten und Kandidaten kennen gelernt und miterlebt habe. Tüchtige Ausnahmen ergänzen die Lücken rasch, das ist natürlich; aber der Durchschnitt bleibt hoffnungslos hinter den ihm gestellten Aufgaben des nun einmal lateinisch oder griechisch fundamentierten Universitätsstudiums zurück; alles Ringen und Kämpfen, alles Sichabmühen und Abzappeln um das richtige und das volle Verständnis ist vergeblich, und in der Prüfung kommt der Examinator noch in größere Verlegenheit als der Examinand, wenn er diesem beim besten Willen unrecht tun muß und ihm nicht helfen kann.

Angesichts solcher Erfahrungen tritt man nun mit gewissen Ansprüchen an die Universität heran, die diese nicht erfüllen kann und nicht erfüllen soll. Man fordert für die von der Oberrealschule herkommenden Studenten die Einrichtung von Elementarkursen im Lateinischen oder auch im Griechischen. Allein dadurch droht die philosophische Fakultät wieder zur alten Artistenfakultät zu werden, die, statt Wissenschaft zu treiben, Vorbildung zu geben hatte. Und zwar soll in zwei oder günstigstenfalls in vier kurzen Universitätssemestern bei zwei oder drei Stunden wöchentlich geleistet werden, was die Schule in neun oder in sechs Jahren mit acht oder sechs Wochenstunden mühsam zustande bringt. Das ist nicht möglich; und so tritt an die Stelle des wirklichen ein vorgetäuschtes Wissen, Schein, Unwahrheit, Lüge; und das ist auf Universitäten die Sünde aller Sünden. Ich habe mich oft geschämt, wenn ich mich im Doktorexamen, wo in Latein geprüft werden muß, bei den Kandidaten darin mit einem Maß von Wissen zufrieden geben mußte, das — sagen wir milde — für einen guten Untertertianer nicht ausgereicht hätte. Es ist aber zugleich auch ein schweres Unrecht gegen unsere Gymnasien, wenn die Universitäten in unlauterem Wettbewerb erklären: Was müht ihr euch neun Jahre lang ab? Wir machen es nach Art der Schnellbleichen und Pressen in vier Semestern bequemer und billiger ab. Nein, um die Art der Vorbildung kümmere sich die Universität nicht und frage nie, woher und wie einer sein Wissen erworben und wie er etwaige

Lücken seiner Vorbildung ergänzt hat; aber sie verlange, wie überall so auch hier, gründliches Wissen und lückenlose Kenntnisse, und überlasse es dem einzelnen, wie er seine Vorbildung ins richtige Verhältnis setzt zu dem von ihm Geforderten. Dabei stellt sich die Realschulbildung, die niemand höher schätzen, deren Gleichwertigkeit mit der gymnasialen niemand mehr anerkennen kann als ich, als ein Umweg heraus für das akademische Studium und den Zugang zu ihm. Das gilt für heute. Ob es für immer gelten wird, weiß ich nicht. Aber heute ist unsere Universitätswissenschaft — vielleicht die Naturwissenschaft ausgenommen; dagegen denken Sie an Theologie und Jurisprudenz, an Philosophie oder romanische Philologie! — in der Hauptsache noch lateinisch und zum Teil auch griechisch verankert; und solange das der Fall ist, muß von unseren Studenten eine genügende Kenntnis der lateinischen und in einzelnen Fächern auch der griechischen Sprache gefordert werden.

Vielleicht darf ich hier auch den Wunsch und die Mahnung aussprechen, die bei der gegenwärtigen Überfüllung unserer Hochschulen und bei dem ungesunden Andrang zu den gelehrten Berufen doppelt angezeigt ist, daß beim Abiturientenexamen mit mehr Strenge verfahren werde, als dies gewöhnlich der Fall ist. Wir alle wissen, von welch äußerlichen Gründen die Berufswahl vielfach abhängt. Um so mehr muß die Schule und die Schulbehörde darüber wachen, daß nicht Standeseitelkeit und törichtes Vorurteil das letzte ausschlaggebende Wort sprechen. Wenn einer seiner ganzen geistigen Struktur nach zu wissenschaftlichen Studien gar nicht taugt und trotzdem den Zugang zur Hochschule zu forcieren sucht, so ist es gewiß weniger grausam, ihm diesen mit 19 Jahren zu verschließen und ihn zur Ergreifung eines besser für ihn passenden Berufes zu zwingen, als wenn er nach einem fünf- oder sechsjährigen Studium im Staatsexamen scheitert und nun mit 24 Jahren von vorne anfangen muß; und es ist nützlicher für ihn und für den Staat, als wenn er mit Ach und Krach das Ziel zwar noch erreicht, aber im Leben draußen als schlechter Beamter oder Lehrer oder Arzt innerlich unbefriedigt bleibt und seine Stellung niemals recht ausfüllt, seinen Berufsaufgaben niemals wirklich gewachsen ist. Das „Landgraf werde hart!" ist bei Prüfungen oft die Mahnung zur Barmherzigkeit an der rechten Stelle.

In diesem Zusammenhang will ich mit einem Wort auch des Frauenstudiums gedenken, obgleich darin heute kein Problem mehr steckt. Jahrelang haben sich die Universitäten und viele

ihrer Professoren gegen das Verlangen der Frauen, daß man sie zum Studium zulasse, töricht und leidenschaftlich gesträubt und mit allerlei Schreckgespenstern einen Windmühlenkampf dagegen geführt. Dieses Stadium ist überwunden, seitdem das Hauptbedenken dagegen beseitigt ist: einst drängten die Frauen zum akademischen Studium heran, ohne daß und ehe für die nötige Vorbildung gesorgt und Garantien dafür gegeben waren; heute gibt es Studienanstalten und Mädchengymnasien, auf denen eine — nur hoffentlich nicht schablonenmäßig und sklavisch nachgeahmte gleiche, aber eine gleichwertige Vorbildung mit der der männlichen Kommilitonen erworben werden kann; und an kleineren Orten wird durch den Notbehelf der Koedukation das Erforderliche geleistet. Damit ist die einzige wirkliche, nicht bloß eingebildete Schwierigkeit aus dem Wege geräumt. Aber wenn nun auch keines jener Schreckgespenster sich verwirklicht hat, mit denen man uns Verteidigern des Frauenstudiums hat bange machen und uns hat abschrecken wollen, so sind auf der andern Seite auch die Erwartungen nicht in Erfüllung gegangen, die manche allzu überschwenglich daran geknüpft haben, als werde so etwas wie eine allgemeine Reform, eine Hebung des akademischen Studiums und eine Verfeinerung des akademischen Lebens durch die Zulassung der Frauen herbeigeführt. Wohl war die erste Generation der studierenden Frauen vorbildlich fleißig. Aber das war eine Auslese von solchen, die nach Überwindung unsäglicher Hemmungen, Widerstände und Vorurteile sich den Zugang erkämpft hatten, tapfere Frauen in meist schon höheren Semestern, die wußten, was sie wollten, und zeigen wollten, daß sie und was sie können. Heute, wo diese Schwierigkeiten behoben sind und die Zahl der studierenden Frauen auf 3000 und 4000 gestiegen ist, ist das Frauenstudium fast gar Modesache geworden, und man hat zuweilen schon den Eindruck, als ob es den jungen Damen wirklich nur „Spaß machte" und sie vor allem an der akademischen Freiheit Spaß hätten und von ihr Gebrauch machen wollten nach dem Motto: Ein freies Leben führen wir! Ich sage, es seien Anzeichen einer solchen Auffassung vorhanden, und ich befinde mich dabei in Übereinstimmung mit meinem Freund H. Schneegans, der in seinen Beiträgen zum „Studium und Unterricht der romanischen Philologie" (1912) ähnliche Beobachtungen mitteilt. Wir wollen nicht hoffen, daß sich die Sache nach dieser Richtung hin weiter entwickle. — Was aber die Leistungen der studierenden Frauen betrifft, so ist es natürlich noch zu

früh, darüber abschließend zu urteilen. Doch meine ich, den Eindruck haben wir alle, die wir eine größere Anzahl von Studentinnen unter unsern Schülern gehabt haben und haben, daß sie rezeptiv trefflich seien, dagegen an Produktivität und selbständiger Auffassung, Wiedergabe und Weiterführung des Aufgenommenen hinter ihren männlichen Kommilitonen zurückstehen. Ob das in der weiblichen Natur begründet ist oder noch auf die bis an die Gegenwart heranreichende Schulungsart in den höheren Bildungsanstalten für junge Mädchen zurückgeht, will ich hier nicht erörtern und entscheiden.

Im übrigen liegt die eigentliche Schwierigkeit des Frauenstudiums gar nicht mehr bei den Universitäten, sondern ähnlich wie bei den protestantischen Theologen jenseits derselben: was soll, zumal wenn die Zahl der studierenden Frauen weiterhin im selben raschen Tempo zunimmt, aus denen werden, die studiert haben? Die glückliche Lösung, die wir einmal in Straßburg erlebt haben, wo wir in der philosophischen Fakultät an einem und demselben Tag ein Brautpaar, allerdings mit keinen besonders hohen Noten, zu Doktoren promovieren konnten, ist bis jetzt noch nicht allzu häufig.

Das akademische Studium findet in der Regel seinen Abschluß im Doktor- oder im Staatsexamen oder in beidem. In dieser Zweiheit der Examina spiegelt sich noch einmal der Doppelzweck und der Doppelcharakter der Universitäten wider: sie erziehen dem Staat seine Beamten, Oberlehrer und Geistliche und der Gesellschaft ihre Ärzte — daher das Staatsexamen —; und sie erziehen durch Wissenschaft, daher das rein wissenschaftliche Doktorexamen ohne praktischen Zweck. Und doch berührt sich, wie wir früher schon gesehen haben, beides und fällt in eins zusammen: durch Wissenschaft zum Beruf! so bestimmten wir die Erziehungsaufgabe der Universitäten. Daher ist auch das Staatsexamen ein wissenschaftliches Examen, und sind nicht bloß bei der Doktorprüfung, die ganz ausschließlich Sache der Fakultäten ist und ganz in den Händen der Professoren liegt, sondern auch beim Staatsexamen, in überwiegender Zahl wenigstens, Professoren die Examinatoren. Beim Doktorexamen promoviert der Student bei dem Professor, den er sich selber aussucht, bei dem er studiert hat, dessen Schüler er ist (das sollte wenigstens die Regel sein); im Staatsexamen dagegen bestellt der Staat den Examinator. Dieser kann nun darauf sehen und halten, daß der Student weiß, was er, der Professor, im Kolleg vorgetra-

gen oder in den Übungen behandelt hat, und so wirkt das wie ein Zwang, bei ihm zu hören. Das sind die schlechten Examinatoren. Noch schlimmer aber ist, daß weit über das Maß dessen hinaus, was hier wirklich von einzelnen gesündigt wird, der Student meint, er müsse beim examinierenden Professor gehört und seine Übungen besucht haben, um das Examen bestehen zu können. So kommen Leute in unsere Vorlesungen und leider vor allem auch in unsere Übungen, die eben nur kommen, weil sie erwarten, daß wir sie examinieren. Ein Streberisches, ein Berechnetes und Berechnendes, ein schlecht Utilitarisches dringt damit in das akademische Studium ein, und jener am Kolleggeld haftende Verdacht und böse Schein hat hier seine festeste Stütze. Man sehe nur, wenn zwei Vertreter desselben Faches etwa alle drei Jahre abwechselnd examinieren, wie der Besuch der Vorlesungen zwischen Ebbe und Flut — nicht zur Ehre der Studenten und für ihre Charakterbildung nicht zum Vorteil — kläglich hin und her schwankt. Deshalb läge es nahe, zu sagen: also weg mit den Professoren aus den staatlichen Prüfungskommissionen! Man nehme zu Examinatoren nur Praktiker, die ohnedies am besten wissen werden, was einer für seinen Beruf an Kenntnissen nötig hat! Für uns Professoren und für unseren Ruf wäre das das vornehmste und das erwünschteste. Aber unsere armen Studenten! Das Examinieren ist eine schwere Kunst, die nicht jeder versteht, auch nicht jeder Professor. Nun sind ja auch gegenwärtig einzelne Praktiker in den Prüfungskommissionen, allein eben sie sind erfahrungsgemäß die gefürchtetsten Examinatoren. Wir Professoren sind — das ist keine Ruhmredigkeit, sondern einfach Sache unseres Berufs — in unserer ganzen Wissenschaft zu Hause, der Praktiker nicht: er muß sich daher auf die Prüfung vorbereiten und sich bestimmte Materien und Fragen dafür zurechtlegen. Wenn nun der Student gerade an diesem Punkt nicht beschlagen ist und versagt, so fällt er eben durch. Wir dagegen springen und gehen so lange vom einen zum anderen, bis wir etwas gefunden haben, was der Kandidat weiß und worin er bewandert ist; wir konstatieren dann freilich auch, daß sein Wissen nicht sehr umfangreich und kein lückenloses ist; aber in einzelnen Gebieten ist es darum vielleicht doch sicher und solide, und so besteht der Kandidat bei uns leichter und besser. Ein Examinator, der sich für eine Prüfung auf mehr als die zwei oder drei ersten Fragen vorbereiten muß und sich nicht vom Wissen oder Nichtwissen des Kandidaten leiten lassen und jenem nachgehen kann, ist

ebenfalls ein schlechtes, d. h. in diesem Fall: ein sehr gefährliches Prüfungskommissionsmitglied.

Auch bei den Doktorprüfungen und Promotionen spielt die leidige Geldfrage wieder eine Rolle. Und wenn man eine Statistik über die Promotionen an den einzelnen deutschen Universitäten und ihre Verteilung über die verschiedenen Fakultäten hin zur Hand nimmt und sieht, wie groß die Zahlenunterschiede etwa zwischen den juristischen Promotionen in Berlin und denen in Leipzig oder zwischen denen in Königsberg oder Tübingen und denen in Erlangen oder Heidelberg sind, und wie hoch sich danach die Einnahmen aus den Promotionsgebühren für den einzelnen Professor in Erlangen, Heidelberg oder Leipzig belaufen, so erschrickt man doch, und es lassen sich gewisse Bedenken nicht unterdrücken, ob man es — natürlich nicht der einzelne, aber herkömmlicherweise und im allgemeinen — mit den Anforderungen an die Doktoranden auch überall gleich streng und ernst nehme, und gewisse Universitäten zum Zweck der Promotion nicht lediglich deshalb aufgesucht werden, weil der Student glaubt, daß an ihnen die Anforderungen geringer seien und das Ziel leichter erreicht werde als anderswo. Deshalb könnte man sich auch hier wie beim Kolleggeld dem Vorschlag zuneigen, es sollen die Promotionsgebühren ganz beseitigt und dafür zum Schutz des Ansehens der Doktorwürde die wissenschaftlichen Anforderungen überall erhöht und auf voller Höhe erhalten werden. Allein das erstere würde den ohnedies schon starken Andrang von Doktoranden ins Ungemessene steigern: auch ganz Ungeeignete würden wenigstens probieren wollen, ob sie es nicht doch zwingen. Nun wissen die Außenstehenden nicht, auch H. Wäntig in seiner Schrift „Zur Reform der deutschen Universitäten" (1911) scheint davon keine Vorstellung zu haben, wieviel Arbeit der Professor mit mancher Doktorarbeit hat und sich machen muß: wie oft er sie zu lesen und zur Umarbeitung zurückzugeben hat, wie viel Überlegung es kostet, wo und wie zu helfen ist, wie viele Stunden mit dem Verfasser zusammengesessen und verhandelt, wie vor und während des Drucks noch nachgeschlagen, gebessert und gefeilt werden muß. Und so sind die „hohen" Gebühren, von denen in einer großen Fakultät bei einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Doktoranden „die Leistungen der Examinatoren" noch nicht annähernd „angemessen entlohnt" werden können — ich z. B. habe für jeden Doktoranden, der bei mir promoviert hat, sage und schreibe: vierzig Mark er-

halten! —, nur ein gewisser erster Schutz gegen die Versuche völlig Unberufener, sich den Doktortitel zu erwerben. Man wird sich daher nicht gegen die Gebühren im allgemeinen wenden können, sondern nur gegen einzelne Fakultäten oder Professoren, die die Sache wirklich zu leicht machen oder im Ruf stehen, es zu tun, und dadurch „auf die Handhabung des Promotionsrechts ein ungünstiges Licht werfen und das Ansehen des auf den deutschen Universitäten erworbenen Doktortitels schädigen".

Das führt zu der Frage der Dissertationen, die ja jetzt alle gedruckt werden müssen und von denen milde gesagt 90—95 % der Verewigung durch den Druck nicht wert sind, obgleich namentlich Außenstehende den Wert solcher Arbeiten und Veröffentlichungen aus Kliniken oder Instituten doch nicht immer ganz richtig einschätzen. Durch diese Überproduktion von Druckschriften (4000 bis 5000 pro Jahr) ersaufen wir nachgerade fast in Papier. Warum verzichtet man deshalb nicht lieber auf diese Bestimmung? Weil das die einzig wirksame Kontrolle gegen gewissenlose oder allzu nachsichtige und leichte Verleihung des Doktortitels ist. Schon jetzt ist, wie wir gesehen haben, da und dort die Gefahr nicht klein; und dazu kommen noch die „Doktorfabriken", in denen ein betriebsamer Professor die Doktoranden für seine eigene wissenschaftliche Arbeit ausnützt und sie für sich Hilfs- und Kärrnerarbeit verrichten läßt, indem sie für ihn Spezialuntersuchungen ausführen müssen, die in ihrer Vereinzelung für den Doktoranden selbst und seine wissenschaftliche Ausbildung mehr oder weniger wertlos sind. Gegen solchen Mißbrauch schützt nur die öffentliche Kritik, wie sie an den gedruckt vorliegenden Dissertationen geübt werden kann; und sie schützt auch allein wirksam gegen ein allzu tiefes Sinken und Herabdrücken des wissenschaftlichen Niveaus der Promotionen. Der Doktortitel darf, gerade weil er nur noch ein Titel mit idealem Wert, der Ausweis darüber ist, daß sein Träger etwas Eigenes beigesteuert hat zu dem überindividuellen Gabenschatz der Wissenschaft, nicht käuflich sein und durch zu geringe Leistungen degradiert werden; das liegt im Interesse des Ansehens unserer Universitäten unter uns selbst und nach außen. Er ist das einzige, was sie an Rechten und Würden ganz allein und ganz selbständig verleihen dürfen: also haben sie sich vor jedem Mißbrauch damit und vor jeder Entwertung desselben ihrerseits aufs äußerste zu hüten. Mit ihm ist die Würde der Universitäten in ihre eigene Hand gegeben:

Bewahret sie!
Sie sinkt mit ihm! Mit ihm wird sie sich heben!

D. Universitätsausdehnung.

Endlich noch ein kurzes Wort über die Universitätsausdehnungsbewegung. Wenn ich oben gegen die wahllose Zulassung von Frauen zu den Universitätsvorlesungen mich ausgesprochen habe, so tat ich das aus dem Gedanken heraus, daß man die Professoren ja nicht bloß in den Vorlesungen zu hören bekommt, und daß die Ergebnisse ihrer wissenschaftlichen Arbeit und Forschung doch auch den von der Universität Ausgeschlossenen zugänglich gemacht werden können. Immer mehr haben die Universitätsprofessoren die falsche Vornehmheit und Exklusivität abgelegt und sich durch öffentliche Vorträge und durch Teilnahme an der Publizistik in den Dienst der allgemeinen Bildung und neuerdings speziell auch in den der Volksbildung im engeren Sinn des Worts gestellt. So sehr, daß von ängstlichen Gemütern bereits der Warnungsruf ausgestoßen wird, die Universität sei keine Volkshochschule. Ich glaube nicht, daß die Gefahr für die Universitäten so groß ist, sie liegt eher auf der anderen, der Seite der Empfangenden; und damit haben wir es hier nicht zu tun. Dagegen kann man fragen, ob gerade wir Universitätsprofessoren immer die richtigen Leute sind, um die Wissenschaft zu popularisieren und sie Arbeitern z. B. verständlich zu machen. Aber durch Ferial- und Fortbildungskurse, welch letztere in Hamburg als staatliche Veranstaltungen der Universität geradezu „fest eingegliedert" werden sollen, und an denen es auch jetzt schon sowieso nicht fehlt, kann ja der Weg vom Forscher zum ungelehrten Arbeiter zerlegt und aus einem direkten in einen indirekten verwandelt, Zwischenglieder, Vermittler zwischen beide können eingeschoben und diese für das Weitergeben nach untenhin mit den nötigen Kenntnissen ausgestattet werden. Vielleicht ist hier der beste Weg, für die Volksbildungsarbeit, den ich nur andeuten kann, der: Professor und Fortbildungskurse, Volksschullehrer und Fortbildungsschule. Deswegen sind in den Volkshochschulkursen, zu denen sich bei uns in Deutschland ja nur an wenigen besonders begünstigten Orten Arbeiter in größerer Zahl einfinden, die Vorträge auf das Niveau des bildungseifrigen Volksschullehrers einzustellen: durch seine Vermittlung kommen dann die Ergebnisse der Wissenschaft schließlich doch an das „Volk", für das sie eigentlich bestimmt sind.

Ganz besonders erfreulich aber ist, daß auch Studenten sich an der Volksbildungsarbeit beteiligen — durch die Elementarunter-

richtskurse für Arbeiter. Unsere lateinischen Jungen schon und dann unsere Studenten haben lange Zeit hochmütig auf den Handarbeiter herabgesehen, und dieser hat es ihnen vergolten durch eine kindische und brutale Geringschätzung der Kopfarbeit. Das ist glücklicherweise ein überwundenes Stadium. In den Elementarkursen wird diese Kluft überbrückt, werden solche Vorurteile hin und her als Vorurteile erkannt und verschwinden ganz von selbst. Mehr vielleicht noch als in dem, was wirklich geleistet wird, liegt in diesem Ausgleich der Klassengegensätze und in dieser Erziehung zu sozialer Gesinnung bei Professoren und namentlich bei Studenten der Wert dieser Arbeit.

Unsere Universitäten und ihre Dozenten im ganzen aber gewinnen sich dadurch, daß sie von ihrer „vornehmen" Höhe herabgestiegen sind und sich mit ihrer Arbeit als Führer und Helfer in den Dienst der Volksbildung gestellt haben, hoffentlich einen Teil ihrer früheren Popularität und ihres alten Ansehens wieder zurück, das sie auf politischem Gebiet einst besessen, hier aber nach und nach verloren haben. An ihrer wissenschaftlichen Bedeutung und Höhe, die für sie doch immer das nächste und das wichtigste ist, büßen sie dadurch ebenso hoffentlich nichts ein; denn auf ihr beruht Deutschlands geistige Weltmachtstellung nicht zum wenigsten mit.

Daß aber das Alte noch nicht veraltet und der Stamm des deutschen Universitätswesens trotz seiner vielhundertjährigen Vergangenheit noch gesund und kraftvoll genug ist, um immer neue Äste und Zweige aus sich hervorzutreiben, das zeigt der Vergleich von dem, was war, mit dem, was ist; und es beweisen es die der Verwirklichung nahen Universitätspläne zweier so hervorragender und ganz besonders modern gerichteter Städte, wie Hamburg und Frankfurt. Namentlich die Frankfurter Universität wird diesen Beweis erbringen, weil sie als Stiftungsuniversität aus der Initiative und der Opferwilligkeit ihrer Bürger und längst schon bestehender wissenschaftlicher Anstalten hervorgehen soll, die also zu unseren Universitäten in deutschem Sinn noch das alte Zutrauen haben müssen. Diesen geplanten Neuschöpfungen, von denen wir freilich auch allerlei Neuerungen und Reformen erwarten, wollen wir darum zum Schluß baldige Verwirklichung und volles Gedeihen wünschen — zur förderlichen Weiterentwicklung freier deutscher Wissenschaft, zum Heil unseres Volkes und seines Ansehens im Kreise der anderen Nationen und zum Fortschreiten in wahrhaft humaner Bildung und in allgemein menschlicher Kultur.

Literatur.

Denifle, Die Entstehung der Universitäten des Mittelalters bis 1400. 1885.
Ewald Horn, „Akademische Freiheit". 1905.
Georg Kaufmann, Die Geschichte der deutschen Universitäten I. 1888. II. 1896.
Georg Kaufmann, Universität Breslau. Festschrift zur Feier des 100j. Bestehens. Erster Teil 1911.
Dr. H. Kühnert und H. Kranold, Wege zur Universitätsreform 1913.
Karl Lamprecht, Die gegenwärtige Entwicklung der Wissenschaften, insbes. der Geisteswissenschaften, und der Gedanke der Universitäts-Reform. Leipziger Rektoratsrede 1910.
Max Lenz, Geschichte der Universität Berlin. 4 Bd. 1910ff.
Joseph Mausbach, Der Eid wider den Modernismus und die theologische Wissenschaft. 1911.
Friedrich Paulsen, Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium. 1902.
Friedrich Paulsen, Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung (Aus Natur und Geisteswelt Nr. 100).
Eduard Spranger, Wandlungen im Wesen der Universität seit 100 Jahren. 1913.
Heinrich Wäntig, Zur Reform der deutschen Universitäten. 1911.
Wilhelm Wundt, Die Leipziger Hochschule im Wandel der Jahrhunderte (Reden und Aufsätze 1913).
Theobald Ziegler, Geschichte der Pädagogik. 3. Aufl. 1909.
Theobald Ziegler, Der deutsche Student. 11. u. 12. Aufl. 1912.
Julius Ziehen, Aus der Studienzeit. 1912.
Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart (in: Die Kultur der Gegenwart, herausgeg. von Paul Hinneberg I, 1).
Philosophische Bibliothek Bd. 120: Fichte, Schleiermacher, Steffens, über das Wesen der Universität, herausgeg. von Ed. Spranger. 1910.
Handbuch der Politik, Bd. II. 1912/1913.
Errichtung einer Universität in Hamburg. Antrag des Senats an die Bürgerschaft vom 20. Dezember 1912, betr. Ausbau des Kolonialinstituts und des Allgemeinen Vorlesungswesens zu einer Universität. 1912.
Denkschrift betreffend die Regelung der rechtlichen Stellung der Studierenden, der studentischen Vereine und Versammlungen, sowie der Studentenausschüsse an den preußischen Landesuniversitäten. Entwurf eines Gesetzes nebst Gutachten von Universitätsprofessoren. Herausgeg. vom freistudentischen Bunde. 1913.
Verfassung der Universität Tübingen. 1912.

Namenregiſter.

Abälard 25
Abel 1
Agrikola, Rudolf 9
Altdorf 12. 56
Altenſtein, Freiherr v. 41. 42
Althoff 46
Antaios 61
Ariſtoteles 5. 10
Arndt, E. M. 17
Arons, Lex 99
Athen 1

Bacon, Lord 19
Baſel 74
Baur, Ferd. Chr. 39
Bebel, Heinrich 8
Benzler, Biſchof v. Metz 35
Berlin 12. 15. 21. 83. 89. 97. 110
Biel, Gabriel 8
Bismarck 18
Böckh 47
Böhm, Miniſter 36
Bologna 1. 3
Bonn 41
Breslau 15. 40f.

Calixt, Georg 13
Charlottenburg 18
Cicero 8
Collège de France 9
Cuvier 12

Dannecker 12
Darmſtadt 85
Darwin 39
Descartes 14
Döllinger 35. 70
Dresden IV. 77. 83

Ehrhard, Albert 35. 70
Erasmus 9f.
Erlangen 13. 110

Famek 35
Fichte 15. 16. 17
Francke, Aug. Herm. 13
Frankfurt a. M. III. IV. 4. 17. 22. 25. 39f. 46ff. 50. 56. 59. 60. 74. 76. 83. 89. 91. 100. 101. 113
Frankfurt a. O. 7
Freiburg i. Br. 7
Friedrich I. (Barbaroſſa) 1
Friedrich II. (Kaiſer) 3
Friedrich Wilhelm (der Große Kurfürſt) 13
Friedrich III. 13
Friedrich Wilhelm I. 13
Friedrich II. der Große 13
Fulda 2

Galilei 14
St. Gallen 2
Gallien 1
Gesner 14
Gießen 74
Goethe 17. 47. 58
Göttingen 13. 14. 15. 17. 77

Haag 12
Halle 13. 14. 15. 85
Hamburg IV. 13. 49. 59. 83. 84f. 97. 112. 113
Hannover 12. 25
Hardenberg, Fürſt v. 16. 53
Harnack, Adolf 40
Hebel, Joh. Fr. 68
Hegel 15. 16. 79
Heidelberg 3. 7. 12. 50. 100. 110
Helmſtädt 13
Heloiſe 2
Hertling, Freiherr v. 42
Heyne 14
Hohenlohe-Schillingsfürſt, Chlodwig zu 36
Holtzmann, J. H. 39
Humboldt, Wilh. v. V. 15. 16. 21. 23. 46. 53
Hutten, Ulrich v. 9f.

Jena 15. 51. 53. 74
Jeſuiten 11f.
Jeſus 22. 27. 103
Jülicher, Adolf 39. 46

Kant 14. 15. 28
Karl IV. König v. Böhmen 3
Karl, Herzog von Württemberg 12
Kerſchenſteiner, Georg 98
Kielmeyer, K. Fr. 12
Kolumbus 8
Königgrätz 72
Königsberg 110
Kopernikus 8

Laukhard, Magiſter 16
Leibnitz 12. 14
Leipzig 13. 110
Leſſing 14. 101
Luder, Peter 7
Luther 9ff. 35. 77

Mainz 12
Manteuffel, Freiherr v. 95
Marbach, Johann 11
Marburg 39. 72
Mausbach, Joſeph 32. 34

Melanchthon 10f.
Milet 1
Möhler, Joh. Adam 70
Muggenſturm 68
Münch, Wilh. 89
Münſter 41

Neapel 3
Nehemia 39
Newton 14
Nietzſche 74

Ockam, Wilhelm v. 8
Oklahoma 47f.

Pappus 11
Paris 2. 3. 4
Paulſen, Friedrich 10. 44. 89
Pius X. 31. 102
Platon 1
Prag 3
Pritchett 48

Rade, Martin IV. 72
Reichenau 2
Reuter, Fritz 50
Roncaliſche Felder 1
Rothe, Richard 39
Runze, Georg 94

Salerno 1
Salzburg III
Schell, Hermann 35. 70
Schelling 15
Schenkendorf 17
Schiller 12. 51
Schleiermacher V. 15. 16. 17. 39
Schneegans, Heinrich 107
Scotus Eriugena 5
Sokrates 48
Sophiſten 6
Spahn, Martin 15. 41
Spinoza 12. 14. 15
Spranger, Eduard 81
Steffens 17
Stein, Freiherr vom 16. 53
Stöcker, Adolf 71
Straßburg IV. 7. 11. 15. 17f. 22. 31. 35. 36. 41f. 44. 57. 68. 70. 77. 95. 100. 108.
Strauß, D. Fr. 37
Sturm, Jakob 7
Sturm, Johann 11
Stuttgart 75

Tangermünde 13
Thales 1
Thomas von Aquino 4. 42
Thomaſius, Chr. 13
Thomismus 5
Treitſchke, Heinrich von 71. 80
Trier 4
Tübingen 7. 8. 12. 50. 74. 91. 110

Uhland 26

Viſcher, Fr. Th. 89f.

Wäntig, Heinrich 110
Wette, Hermann 70
Wetterlé, Elſäſſer 44
Wheeler, B. J. 48. 89
Wien 3. 8
Wilhelm II. 20
Wimpfeling 7
Wittenberg 1. 7. 10
Wolf, Aug. Fr. 14
Wolff, Chriſtian 13. 14

Zedlitz, Freiherr von 14
Ziehen, Julius 78f.
Zwingli 9. 77

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Bibliographie der deutschen Universitäten

Systematisch geordnetes Verzeichnis der bis Ende 1899 gedruckten Bücher u. Aufsätze über das deutsche Universitätswesen

Im Auftrage des preußischen Unterrichts-Ministeriums bearbeitet von

Wilhelm Erman und **Ewald Horn**

I. Allgemeiner Teil, unter Mitwirkung von E. Horn bearbeitet von W. Erman. [XX u. 836 S.] Lex.-8. 1904. Geh. ℳ 30.—, in Halbfranz geb. ℳ 36.—

II. Besonderer Teil, unter Mitwirkung von W. Erman bearbeitet von E. Horn. [XX u. 1263 S.] Lex.-8. 1904. Geh. ℳ 40.—, in Halbfranz geb. ℳ 46.—

III. Teil, Register und Nachträge enthaltend, bearbeitet von W. Erman. [VI u. 313 S.] Lex.-8. 1905. Geh. ℳ 15.—, in Halbfranz geb. ℳ 18.—

Hauptaufgabe des Werkes ist es, das für die Geschichtschreibung der deutschen Universitäten und des Studentenlebens vorhandene Material an Druckschriften möglichst vollständig zu verzeichnen und durch zweckmäßige Anordnung und erschöpfende Register bequem zugänglich zu machen; ferner soll die Bibliographie dienen als Hilfsmittel für den Betrieb der Bibliotheken, für Sammler und für Antiquare. Endlich dürfte sie sich auch als nützlich erweisen für den Gebrauch der Behörden, denen die Verwaltung und Leitung der Universitäten obliegt, für die Unterrichtsministerien sowie für die Kuratorien und Rektorate der einzelnen Universitäten.

Die Frequenz der deutschen Universitäten

Von ihrer Gründung bis zur Gegenwart

Von **Franz Eulenburg**

Mit 1 Karte u. 8 graph. Darstell. [XII u. 324 S.] Lex.-8. 1904. Geh. ℳ 10.—

Die Arbeit berücksichtigt sowohl das kulturhistorische wie das soziologische Interesse. Dadurch bietet sie einen Gradmesser ebenso für die geistige Intensität jeder Zeit wie für die Bedürfnisse der Gesellschaft nach gelehrten Studien. Die mannigfachen Wandlungen, die das deutsche Universitätsleben in dem halben Jahrtausend seines Bestehens durchgemacht hat, finden hierin ihren besonderen Ausdruck. Es werden weiter die soziale Herkunft, das Rekrutierungsgebiet und die Wanderungen der Studentenschaft verfolgt, die wechselnde Bedeutung der einzelnen Hochschule aufgezeigt. Der Anteil der verschiedenen Fächer am Studium gibt einen Gradmesser der herrschenden Geistesrichtung, die Zusammensetzung des Lehrkörpers zeigt das äußere Schicksal des wissenschaftlichen Unterrichts.

Der akademische Nachwuchs

Eine Untersuchung über die Lage und die Aufgaben der Extraordinarien und Privatdozenten. Von **Franz Eulenburg**

[X u. 156 S.] 8. 1908. Geh. ℳ 2.80

Die Universitäten der Gegenwart zeigen in ihrem ganzen Wesen das Gepräge des modernen Großbetriebes mit weitgehender Arbeitsteilung und mit starker Betonung der sachlichen Unterrichtsmittel. Auch der Lehrkörper hat gerade im letzten Menschenalter eine wesentliche Veränderung erfahren; es sind in steigendem Maße außer den ordentlichen Professoren noch eine ganze Reihe von Lehrern nötig geworden. Diese Extraordinarien und Privatdozenten werden als „akademischer Nachwuchs" zusammengefaßt und über ihre Lage und Aufgaben wird auf Grund einer Umfrage, die im Sommer 1907 veranstaltet wurde, berichtet. Sie sind in wachsendem Maße an den Vorlesungen beteiligt; auf ihnen ruht ein guter Teil der individuellen und persönlichen Unterweisung in den Kliniken, Instituten und Seminaren, die heute besonders nötig geworden ist; ihnen fallen auch neue Aufgaben zu. Dem entspricht ihre persönliche Lage nicht. Es wird vor allem an eine ideelle Besserstellung dieser Extraordinarien und Privatdozenten gedacht werden müssen, die ihrer Bedeutung für die Universitäten entspricht.

Aus Natur und Geisteswelt

Jeder Band geheftet M. 1.–, in Leinwand gebunden M. 1.25

Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwickelung. Von weil. Professor Dr. Friedrich Paulsen. 3. Auflage. 11. bis 16. Tausend. Mit einem Geleitwort von Professor Dr. W. Münch und einem Bildnis Paulsens. Bd. 100.

Stellt die Entwickelung des deutschen Bildungswesens nach seinen Hauptrichtlinien dar, stets im Rahmen der allgemeinen Kulturbewegung, so daß die gesamte Kulturentwickelung unseres Volkes in der Darstellung seines Bildungswesens wie in einem verkleinerten Spiegelbild zur Erscheinung kommt, und sucht durch eine vorurteilslose Betrachtung der Vergangenheit fruchtbringende Einsicht in die Lage der Gegenwart und die Forderungen der Zukunft zu gewinnen.

Der Leipziger Student von 1409–1909. Von Dr. Wilhelm Bruchmüller. Mit 25 Abbildungen. Bd. 273.

Gibt als Festgabe zum 500jährigen Jubiläum der Universität Leipzig eine Geschichte des auch für die allgemeine Entwickelung bedeutsamen Leipziger Studententums in diesem halben Jahrtausend sowohl nach seinen inneren, geistigen und sozialen Tendenzen als nach seinen äußeren Erscheinungsformen, wobei die Darstellung durch Anführung zahlreicher kulturhistorischer Quellen und Bilder belebt und ergänzt wird.

Das deutsche Unterrichtswesen der Gegenwart. Von Oberrealschuldirektor Dr. Karl Knabe. Bd. 299.

Bietet in anregender Form einen auf reichem statistischen Material aufgebauten Überblick über die bestehenden Verhältnisse des gesamten deutschen Unterrichtswesens der Gegenwart, von der Volksschule bis zur Universität, indem es die charakteristischen Gemeinsamkeiten oder Unterschiede der verschiedenen Lehrgänge anschaulich hervortreten läßt, die überall schwebenden Fragen kurz beleuchtet und die verschiedenen sich daranknüpfenden Wünsche mit besonnener Kritik darlegt.

Das moderne Volksbildungswesen. Bücher- und Lesehallen, Volkshochschulen und verwandte Bildungseinrichtungen in den wichtigsten Kulturländern in ihrer Entwicklung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Von Stadtbibliothekar Dr. Gottlieb Fritz. Mit 14 Abbildungen. Bd. 266.

Gibt auf Grund reichen statistischen Materials eine in dieser Vollständigkeit noch nicht vorhandene Darstellung des für den Aufschwung des geistigen Lebens der modernen Kulturvölker so wichtigen Volksbildungswesens von der englisch-amerikanischen Volkshochschul- und Universitätsausdehnungsbewegung an bis zur Bücherhallenbewegung und ähnlichen Bestrebungen in den Ländern deutscher Zunge.

Die amerikanische Universität. Von Edward Delavan Perry, Ph. D. Jay-Professor an der Columbia-Universität New York. Mit 22 Abbildungen. Bd. 206.

Unterrichtet über die Entwickelung des gelehrten Unterrichts in Nordamerika, über Staats- und Privatuniversitäten, beleuchtet den Unterschied zwischen amerikanischen und deutschen Hochschulen der Wissenschaft, belehrt über die amerikanischen Grade, Würden, Stipendien und baulichen Einrichtungen, wie Laboratorien, Museen und Bibliotheken, und zeigt Stätten und Leben der berühmtesten amerikanischen Hochschulen im Bilde.

Technische Hochschulen in Nordamerika. Von Prof. Siegmund Müller. Mit zahlr. Textabb., einer Karte u. einem Lageplan. Bd. 190.

Gibt, von lehrreichen Abbildungen unterstützt, einen anschaulichen Überblick über Organisation, Ausstattung und Unterrichtsbetrieb der amerikanischen technischen Hochschulen unter besonderer Hervorhebung der sie kennzeichnenden Merkmale: enge Fühlung zwischen Lehrern und Studierenden und vorwiegend praktische Tätigkeit in Laboratorien und Werkstätten.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Aus Natur und Geisteswelt

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens

Jeder Band ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich

Jeder Band geh. M. 1.—, in Leinwand geb. M. 1.25.

Übersicht nach Wissenschaften geordnet.

Allgemeines Bildungswesen. Erziehung und Unterricht.

Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung. Von weil. Prof. Dr. Friedrich Paulsen. 3. Aufl. Von Prof. Dr. W. Münch. Mit einem Bildnis Paulsens. (Bd. 100.)

Der Leipziger Student von 1409—1909. Von Dr. W. Bruchmüller. Mit 25 Abb. (Bd. 273.)

Geschichte des deutschen Schulwesens. Von Oberrealschuldirektor Dr. K. Knabe. (Bd. 85.)

Das deutsche Unterrichtswesen der Gegenwart. Von Oberrealschuldirektor Dr. K. Knabe. (Bd. 299.)

Allgemeine Pädagogik. Von Prof. Dr. Th. Ziegler. 3. Aufl. (Bd. 33.)

Experimentelle Pädagogik mit besonderer Rücksicht auf die Erziehung durch die Tat Von Dr. W. A. Lay. 2. Aufl. Mit 2 Abb. (Bd 224.)

Psychologie des Kindes. Von Prof. Dr. K. Gaupp. 3. Aufl. Mit 18 Abb. (Bd 213.)

Moderne Erziehung in Haus und Schule. Von J. Lews. 2. Aufl. (Bd 159.)

Großstadtpädagogik. Von J. Lews. (Bd. 327.)

Schulkämpfe der Gegenwart. Von J. Lews 1. Aufl. (Bd 111.)

Die höhere Mädchenschule in Deutschland. Von Oberlehrerin M. Martin. (Bd. 65.)

Vom Hilfsschulwesen. Von Rektor Dr. H. Maennel. (Bd. 73.)

Das deutsche Fortbildungsschulwesen. Von Direktor Dr. Fr. Schilling. (Bd. 256.)

Die Knabenhandarbeit in der heutigen Erziehung. Von Seminar-Dir. Dr. A. Pabst. Mit 21 Abb. u. 1 Titelbild. (Bd. 140.)

Das moderne Volksbildungswesen. Bücher- und Lesehallen, Volkshochschulen und verwandte Bildungseinrichtungen in den wichtigsten Kulturländern in ihrer Entwicklung seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Von Stadtbibliothekar Dr. G. Fritz. Mit 14 Abb. (Bd. 266.)

Die amerikanische Universität. Von Ph. D. E. D. Perry. Mit 22 Abb. (Bd. 206.)

Technische Hochschulen in Nordamerika. Von Prof. S. Müller. Mit zahlr. Abb., Karte u. Lageplan. (Bd. 190.)

Volksschule und Lehrerbildung der Vereinigten Staaten. Von Dir. Dr. F. Kuypers. Mit 48 Abb u. 1 Titelbild. (Bd. 150.)

Deutsches Ringen nach Kraft und Schönheit. Aus den literarischen Zeugnissen eines Jahrhunderts gesammelt. Von Turninspektor K. Möller. 2 Bde. Band II: In Vorb. (Bd. 188/189.)

Schulhygiene. Von Prof. Dr. L. Burgerstein. 3. Aufl. Mit 33 Fig. (Bd 96.)

Jugend-Fürsorge. Von Waisenhaus-Direktor Dr. J. Petersen. 2 Bde. (Bd. 161. 162.)

Pestalozzi. Sein Leben und seine Ideen. Von Prof. Dr. P. Natorp. 2. Aufl. Mit 1 Bildnis u. 1 Brieffaksimile. (Bd. 250.)

Herbarts Lehren und Leben. Von Pastor O. Flügel. Mit 1 Bildnisse Herbarts. (Bd. 164.)

Friedrich Fröbel. Sein Leben und sein Wirken. Von A. von Portugall. Mit 5 Tafeln. (Bd. 82.)

Religionswissenschaft.

Einführung in die Theologie: Von Pastor M. Cornils. (Bd. 347.)

Leben und Lehre des Buddha. Von weil. Prof. Dr. R. Pischel. 2. Aufl. von Prof. Dr. H. Lüders. Mit 1 Tafel. (Bd. 109.)

Germanische Mythologie. Von Prof. Dr. J. v. Negelein. 2. Aufl. (Bd. 95.)

Mystik im Heidentum und Christentum. Von Dr. E. Lehmann. (Bd. 217.)

Palästina und seine Geschichte. Von Prof. Dr. H. Freiherr von Soden. 3. Aufl. Mit 2 Karten, 1 Plan u. 6 Ansichten. (Bd. 6.)

Palästina und seine Kultur in fünf Jahrtausenden. Von Gymnasialoberlehrer Dr. P. Thomsen. Mit 36 Abb. (Bd. 280.)

Die Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte. Von Prof. Dr. Fr. Giesebrecht. 2. Aufl. (Bd. 52)

Aus Natur und Geisteswelt.

Jeder Band geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25.

Die Gleichnisse Jesu. Zugleich Anleitung zu einem quellenmäßigen Verständnis der Evangelien. Von Lic. Prof. Dr. H. Weinel. 3. Aufl. (Bd. 46.)

Wahrheit und Dichtung im Leben Jesu. Von Pfarrer D. P. Mehlhorn. 2. Aufl. (Bd. 137.)

Jesus und seine Zeitgenossen. Geschichtliches und Erbauliches. Von Pastor C. Bonhoff. (Bd. 89.)

Der Text des Neuen Testamentes nach seiner geschichtlichen Entwicklung. Von Div.-Pfarrer A. Pott. Mit 8 Tafeln. (Bd. 134.)

Der Apostel Paulus und sein Werk. Von Prof. Dr. E. Vischer (Bd. 309.)

Christentum und Weltgeschichte. Von Prof. Dr. K. Sell. 2 Bde. (Bd. 297, 298.)

Aus der Werdezeit des Christentums. Studien und Charakteristiken. Von Prof. Dr. J. Geffcken. 2. Aufl. (Bd. 54.)

Luther im Lichte der neueren Forschung. Ein kritischer Bericht. Von Prof. Dr. H. Boehmer. 2. Aufl. Mit 2 Bildn. Luthers. (Bd. 113.)

Johann Calvin. Von Pfarrer Dr. G. Soeur. Mit 1 Bildnis. (Bd. 247.)

Die Jesuiten. Eine historische Skizze. Von Prof. Dr. H. Boehmer. 3 Aufl. (Bd. 49.)

Die religiösen Strömungen der Gegenwart. Von Superintendent D. A. H. Braasch. 2 Auflage. (Bd. 66.)

Die Stellung der Religion im Geistesleben. Von Lic. Dr. P. Kalweit (Bd. 225.)

Religion und Naturwissenschaft in Kampf und Frieden. Ein geschichtlicher Rückblick. Von Dr. A. Pfannkuche. 2 Aufl. (Bd. 141.)

Die evangelische Mission. Von Pastor Baudert. (Bd. 466.)

Philosophie und Psychologie.

Einführung in die Philosophie. Von Prof. Dr. G. Richter 3. Aufl. (Bd. 155.)

Die Philosophie. Einführung in die Wissenschaft, ihr Wesen und ihre Probleme. Von Realschuldirektor H. Richert. 2. Aufl. (Bd. 186.)

Aesthetik. Von Dr. R. Hamann. (Bd. 345.)

Führende Denker. Geschichtliche Einleitung in die Philosophie. Von Prof. Dr. J. Cohn 2. Aufl. Mit 6 Bildn. (Bd. 176.)

Entstehung der Welt und der Erde. Von Prof. Dr. B. Weinstein. 2. Aufl. (Bd. 224.)

Griechische Weltanschauung. Von Privatdoz. Dr. M. Wundt. (Bd. 329.)

Die Weltanschauungen der großen Philosophen der Neuzeit. Von weil. Prof. Dr. L. Busse. 5. Aufl., herausgegeben von Prof. Dr. R. Falckenberg. (Bd. 56.)

Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. Eine Charakteristik ihrer Hauptrichtungen Von Prof. Dr. O. Külpe. 5. Aufl. (Bd. 41.)

Rousseau. Von Prof. Dr. P. Hensel. 2. Aufl. Mit 1 Bildn. (Bd. 180.)

Immanuel Kant. Darstellung und Würdigung. Von Prof. Dr. O. Külpe. 3 Aufl. Mit 1 Bildn. (Bd. 146.)

Schopenhauer. Seine Persönlichkeit, seine Lehre, seine Bedeutung. Von Realschuldirektor H. Richert. 2. Aufl. Mit 1 Bildnis. (Bd. 81.)

Herbarts Lehren und Leben. Von Pastor O. Flügel. Mit 1 Bildn. (Bd. 164.)

Herbert Spencer. Von Dr. K. Schwarze. Mit 1 Bildn. (Bd. 245.)

Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. Von Dr. J. Unold. 3 Aufl. (Bd. 12.)

Prinzipien der Stilk. Von E. Wentscher. (Bd. 397.)

Sittliche Lebensanschauungen der Gegenwart. Von weil. Prof. Dr. O. Kirn. 2. Aufl. (Bd. 177.)

Das Problem der Willensfreiheit. Von Prof. Dr. G. F. Lipps. (Bd. 583.)

Die Mechanik des Geisteslebens. Von Prof. Dr. M. Verworn. 2. Aufl. Mit 18 Fig. (Bd. 200.)

Die Seele des Menschen. Von Prof. Dr. J. Nehmke. 3. Aufl. (Bd. 36.)

Psychologie des Kindes. Von Prof. Dr. P. Gaupp. 3. Aufl. Mit 18 Abb. (Bd. 213.)

Hypnotismus und Suggestion. Von Dr. E. Trömner. (Bd. 196.)

Literatur und Sprache.

Die Sprachstämme des Erdkreises. Von weil. Prof. Dr. F. N. Finck. (Bd. 267.)

Die Haupttypen des menschlichen Sprachbaues. Von weil. Prof. Dr. F. N. Finck. (Bd. 268.)

Rhetorik. Richtlinien für die Kunst des Sprechens. Von Dr. E. Geißler. (Bd. 310.)

Wie wir sprechen. Von Dr. E. Richter. (Bd. 354.)

Die deutschen Personennamen. Von Direktor A. Bähnisch. (Bd. 296.)

Germanische Mythologie. Von Prof. Dr. J. v. Negelein. (Bd. 94.)

Minnesang. Von Dr. J. W. Bruinier. (Bd. 404.)

Das deutsche Volkslied. Über Wesen und Werden des deutschen Volksgesanges. Von Dr. J. W. Bruinier. 4. Aufl. (Bd. 7.)

Aus Natur und Geisteswelt.

Jeder Band geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25

: deutsche Volkssage. Von Dr. O. Böckel. (Bd. 262.)

s Theater. Schauspielhaus und Schau-
:lkunst vom griech. Altertum bis auf
Gegenwart. Von Dr. Chr. Gaehde.
lufl Mit 20 Abb. (Bd. 230.)

s Drama. Von Dr. B. Busse. Mit
bildungen. 2 Bde. (Bd 287/288.)

I: Von der Antike zum französischen
Klassizismus. (Bd. 287.)

II: Von Versailles bis Weimar. (Bd. 288.)

schichte der deutschen Lyrik seit Clau-
s. Von Dr. H. Spiero (Bd 254.)

chichte der deutschen Frauendichtung seit 1800
s Dr H. Spiero. (Bd. 330.)

ing Von Dr. Ch. Schrempf (Bd. 403.)
Vorber.)

hiller. Von Prof. Dr. Th. Ziegler
t Bildnis Schillers. 2. Aufl. (Bd. 74.)

s deutsche Drama des neunzehnten
hrhunderts. In seiner Entwicklung dargestellt von Prof. Dr. G. Witkowski. 4. Aufl. Mit 1 Bildn. Hebbels (Bd. 51.)

Deutsche Romantik. Von Prof. Dr. O. F. Walzel. 2. Aufl. (Bd. 232.)

Friedrich Hebbel. Von Dr. A. Schapire-Neurath. Mit 1 Bildn. Hebbels. (Bd. 238.)

Gerhart Hauptmann. Von Prof. Dr. E. Salger-Gebing. Mit 1 Bildn. Gerhart Hauptmanns. (Bd. 283.)

Shakespeare und seine Zeit. Von Prof. Dr E. Sieper. Mit 3 Taf. u. 3 Textb. 2 Aufl. (Bd 185.)

Byzantinische Charakterköpfe. Von Dr. K. Dieterich Mit 2 Bildn (Bd. 244.)

Der französische Roman und die Novelle Von C. Flake (Bd. 377.)

Henrik Ibsen, Björnstjerne Björnson und ihre Zeitgenossen. Von weil. Prof. Dr. B. Kahle. Mit 7 Bildn. (Bd. 193.)

Kunst und Musik.

:n und Leben der bildenden Kunst. Von
:. Prof. Dr. Th. Volbehr. Mit 44 Abb.
(Bd. 68.)

e Ästhetik. Von Dr. R. Hamann.
(Bd 345.)

e Entwicklungsgeschichte der Stile in der
denden Kunst. Von Dr E. Cohn-
iener. 2 Bde. Mit zahlr. Abb.
(Bd. 317/318.)

nd I: Vom Altertum bis zur Gotik
Mit 57 Abb. (Bd. 317.)

nd II: Von der Renaissance bis zur
Gegenwart. Mit 31 Abb (Bd 318.)

e Blütezeit der griechischen Kunst im
iegel der Reliefsarkophage. Eine Ein-
rung in die griechische Plastik. Von
. H. Wachtler. Mit 8 Taf. u. 32 Abb
(Bd. 272.)

utsche Baukunst im Mittelalter. Von
of. Dr. A. Matthaei. 3. Aufl. Mit
Abb (Bd 8.)

utsche Baukunst seit dem Mittelalter bis
m Ausgang des 18. Jahrhunderts. Von
of Dr. A. Matthaei. Mit 62 Abb
3 Taf (Bd 326.)

e Renaissancearchitektur in Italien. Von Dr
Frankl. Mit 12 Tafeln und 27 Textabbil-
ngen (Bd. 381.)

e deutsche Illustration. Von Prof. Dr.
Kautzsch Mit 35 Abb. (Bd. 44.)

utsche Kunst im täglichen Leben bis zum
hlusse des 18. Jahrhunderts. Von Prof.
B Haendcke. Mit 63 Abb. (Bd 198.)

chelangelo. Eine Einführung in das Verständ-
seiner Werke. Von E. Hildebrandt Mit
Abb. (Bd. 392.)

Albrecht Dürer. Von Dr. R. Wustmann. Mit 33 Abb. (Bd. 97.)

Rembrandt. Von Prof. Dr. P. Schubring Mit 50 Abb (Bd 158.)

Niederländische Malerei im 17. Jahrhundert. Von Dr. H. Jantzen. Mit zahlr. Abbild. (Bd. 373.)

Der Impressionismus. Von Prof. Dr. B. Lázár. Mit 32 Abb. u. einer farbigen Tafel. (Bd. 395.)

Ostasiatische Kunst und ihr Einfluß auf Europa. Von Direktor Prof. Dr. R. Graul. Mit 49 Abb. (Bd. 87.)

Kunstpflege in Haus und Heimat. Von Superintendent Richard Bürkner. 2. Aufl. Mit 29 Abb. (Bd. 77.)

Geschichte der Gartenkunst. Von Reg.-Baum. Chr. Ranck. Mit 41 Abb. (Bd. 274.)

Die Grundlagen der Tonkunst. Versuch einer genetischen Darstellung der allgemeinen Musiklehre. Von Prof Dr. H. Rietsch. (Bd. 178.)

Einführung in das Wesen der Musik. Von Prof C. R. Hennig. (Bd 119.)

Musikalische Harmonik. Von S. G. Kallenberg. (Bd. 386.)

Klavier, Orgel, Harmonium. Das Wesen der Tasteninstrumente. Von Prof. Dr. O. Bie. (Bd. 325.)

Geschichte der Musik. Von Dr. Fr. Spiro. (Bd. 143.)

Haydn, Mozart, Beethoven. Von Prof. Dr C. Krebs. Mit 4 Bildn. (Bd 92.)

Die Blütezeit der musikalischen Romantik in Deutschland. Von Dr. E. Istel. Mit 1 Silhouette. (Bd. 239.)

Aus Natur und Geisteswelt.

Jeder Band geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25.

Das Kunstwerk Richard Wagners. Von Dr. E. Istel. Mit 1 Bildnis R. Wagners. (Bd. 330.)

Das moderne Orchester in seiner Entwicklung. Von Prof. Dr. Fr. Volbach. Mit Partiturbeisp. und 3 Tafeln. (Bd. 364.)

Die Instrumente des Orchesters. Von Prof. Dr. Fr. Volbach. (Bd. 384.)

Geschichte und Kulturgeschichte.

Das Altertum im Leben der Gegenwart. Von Prof. Dr. P. Cauer. (Bd. 356.)

Kulturbilder aus griechischen Städten. Von Oberlehrer Dr. E. Liebarth. 2. Aufl. Mit 23 Abb. u. 2 Tafeln. (Bd. 131.)

Antike Wirtschaftsgeschichte. Von Dr. O. Neurath. (Bd. 258.)

Pompeji. eine hellenistische Stadt in Italien. Von Prof. Dr. Fr. v. Duhn. 2. Aufl. Mit 62 Abb. (Bd. 114.)

Soziale Kämpfe im alten Rom. Von Privatdoz. Dr. L. Bloch. 2. Aufl. (Bd. 22.)

Roms Kampf um die Weltherrschaft. Von Prof. Dr. J. Kromayer. (Bd. 368.)

Byzantinische Charakterköpfe. Von Privatdoz. Dr. K. Dieterich. Mit 2 Bildn. (Bd. 244.)

Germanische Kultur in der Urzeit. Von Prof. Dr. G. Steinhausen. 2. Aufl. Mit 13 Abb. (Bd. 75.)

Mittelalterliche Kulturideale. Von Prof. Dr. W. Bebel. 2 Bde.
Bd. I: Heldenleben. (Bd. 292.)
Bd. II: Ritterromantik. (Bd. 293.)

Deutsches Frauenleben im Wandel der Jahrhunderte. Von Dir. Dr. E. Otto. 2. Aufl. Mit 27 Abb. (Bd. 45.)

Deutsches Verfassungsrecht in geschichtlicher Entwicklung. Von Prof. Dr. E. Hubrich. 2. Aufl. (Bd. 80.)

Deutsche Städte und Bürger im Mittelalter. Von Prof. Dr. B. Heil. 3. Aufl. Mit zahlr. Abb. u. 1 Doppeltafel. (Bd. 43.)

Historische Städtebilder aus Holland und Niederdeutschland. Von Reg.-Baum. a. D. A. Erbe. Mit 59 Abb. (Bd. 117.)

Das deutsche Dorf. Von R. Mielke. Mit 51 Abb. (Bd. 192.)

Das deutsche Haus und sein Hausrat. Von Prof. Dr. R. Meringer. Mit 106 Abb. (Bd. 116.)

Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses. Von Reg.-Baum. Chr. Rauch. Mit 70 Abb. (Bd. 121.)

Geschichte des deutschen Bauernstandes. Von Prof. Dr. H. Gerdes. Mit 21 Abb. (Bd. 320.)

Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung. Von Dir. Dr. E. Otto. 4. Aufl. Mit 27 Abb. (Bd. 14.)

Deutsche Volksfeste und Volkssitten. Von H. S. Rehm. Mit 11 Abb. (Bd. 214.)

Deutsche Volkstrachten. Von Pfarrer C. Spieß. (Bd. 342.)

Familienforschung. Von Dr. E. Devrient. (Bd. 350.)

Die Münze als hist. Denkmal sowie ihre Bedeutung im Rechts- und Wirtschaftsleben. Von Prof. Dr. A. Luschin v. Ebengreuth. Mit 53 Abb. (Bd. 91.)

Das Buchgewerbe und die Kultur. Sechs Vorträge, gehalten im Auftrage des Deutschen Buchgewerbevereins. Mit 1 Abb. (Bd. 182.)

Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit. Von Prof. Dr. O. Weise. 3. Aufl. Mit 37 Abb. (Bd. 4.)

Das Zeitungswesen. Von Dr. H. Dietz. (Bd. 328.)

Der Kalender. Von Prof. Dr. W. F. Wislicenus. (Bd. 62.)

Das Zeitalter der Entdeckungen. Von Prof. Dr. S. Günther. 3. Aufl. Mit 1 Weltk. (Bd. 26.)

Von Luther zu Bismarck. 12 Charakterbilder aus deutscher Geschichte. Von Prof. Dr. O. Weber. 2. Aufl (Bd. 123. 124.)

Die Jesuiten. Eine historische Skizze. Von Prof. Dr. H. Boehmer. 3. Aufl. (Bd. 29.)

Friedrich der Große. Sechs Vorträge. Von Prof. Dr. Th. Bitterauf. Mit 2 Bildn. (Bd. 246.)

Geschichte der Französischen Revolution. Von Prof. Dr. Th. Bitterauf. (Bd. 346.)

Napoleon I. Von Prof. Dr. Th. Bitterauf. 2. Aufl. Mit 1 Bildn. (Bd. 195.)

Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrh. Von Prof. Dr. K. Th. v. Heigel. 2. Aufl. (Bd. 129.)

Restauration und Revolution. Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Einheit. Von Prof. Dr. R. Schwemer. 3. Aufl. (Bd. 37.)

Die Reaktion und die neue Ära. Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der Gegenwart. Von Prof. Dr. R. Schwemer. 2. Aufl. (Bd. 101.)

Vom Bund zum Reich. Neue Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Einheit. Von Prof. Dr. R. Schwemer. 2. Aufl. (Bd. 102.)

1848. Sechs Vorträge. Von Prof. Dr. O. Weber. 2. Aufl. (Bd. 53.)

Aus Natur und Geisteswelt.

Jeder Band geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25.

Österreichs innere Geschichte von 1848 bis 1907. Von Richard Charmatz. 2 Bde. 2. Aufl. Band I: Die Vorherrschaft der Deutschen. (Bd. 242). Band II: Der Kampf der Nationen. (Bd. 243.)

Geschichte der auswärtigen Politik Österreichs im 19. Jahrhundert. Von R. Charmatz (Bd. 374.)

Englands Weltmacht in ihrer Entwicklung vom 17. Jahrhundert bis auf unsere Tage. Von Prof. Dr. W. Langenbeck. 2 Aufl. Mit 19 Bildn. (Bd. 174.)

Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Von Prof. Dr. E. Daenell. (Bd. 147.)

Die Amerikaner. Von R. M. Butler Deutsche Ausg. bes. von Prof. Dr. W. Baszkowski. (Bd. 319.)

Vom Kriegswesen im 19. Jahrhundert. Von Major O. v. Sothen. Mit 9 Übersichtsk. (Bd. 59.)

Der Krieg im Zeitalter des Verkehrs und der Technik. Von Hauptmann A. Meyer. Mit 3 Abb. (Bd. 271.)

Der Seekrieg. Eine geschichtliche Entwicklung vom Zeitalter der Entdeckungen bis zur Gegenwart. Von K. Freiherrn von Maltzahn, Vize-Admiral a. D. (Bd. 99.)

Geschichte des Welthandels. Von Prof. Dr. M. G. Schmidt. 2. Aufl. (Bd. 118.)

Geschichte des deutschen Handels. Von Prof. Dr. W. Langenbeck. (Bd. 237.)

Geschichte des deutschen Schulwesens. Von Oberrealschuldirektor Dr. K. Knabe. (Bd. 85.)

Der Leipziger Student von 1409 bis 1909. Von Dr. W. Bruchmüller. Mit 25 Abb. (Bd. 273.)

Die moderne Friedensbewegung. Von A. H. Fried. (Bd. 157.)

Rechts- und Staatswissenschaft. Volkswirtschaft.

Grundzüge der Verfassung des Deutschen Reiches. Von Prof. Dr. E. Loening. 4. Aufl. (Bd. 34.)

Deutsches Verfassungsrecht in geschichtlicher Entwicklung. Von Prof. Dr. Ed. Hubrich. 2. Aufl. (Bd. 80.)

Moderne Rechtsprobleme. Von Prof. Dr. J. Kohler. 3. Aufl. (Bd. 128.)

Die Psychologie des Verbrechers. Von Dr. F. Pollitz. Mit 5 Diagrammen. (Bd. 248.)

Strafe und Verbrechen. Von Dr. P. Pollitz. (Bd. 323.)

Verbrechen und Aberglaube. Skizzen aus der volkskundlichen Kriminalistik. Von Dr. A. Hellwig. (Bd. 212.)

Das deutsche Zivilprozeßrecht. Von Rechtsanw. Dr. M. Strauß. (Bd. 315.)

Ehe und Eherecht. Von Prof. Dr. L. Wahrmund. (Bd. 115.)

Der gewerbliche Rechtsschutz in Deutschland. Von Patentanw. B. Tolksdorf. (Bd. 138.)

Die Reichsversicherung. Die Kranken-, Invaliden-, Hinterbliebenen-, Unfall- und Angestelltenversicherung nach der Reichsversicherungsordnung und dem Versicherungsgesetz für Angestellte. Von Landesversicherungsassessor H. Seelmann. (Bd. 380.)

Die Miete nach dem B. G.-B. Ein Handschlichtein für Juristen, Mieter und Vermieter. Von Rechtsanw. Dr. M. Strauß. (Bd. 194.)

Das Wahlrecht. Von Reg.-Rat Dr. O. Boensgen. (Bd. 249.)

Die Jurisprudenz im häuslichen Leben. Für Familie und Haushalt dargestellt. Von Rechtsanw. P. Bienengräber. 2 Bde. (Bd. 219. 220.)

Finanzwissenschaft. Von Prof Dr. S. P. Altmann. (Bd. 306.)

Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. Von G. Maier. 4. Aufl. (Bd. 2.)

Geschichte der sozialistischen Ideen im 19. Jahrh. Von Privatdoz. Dr. Fr. Muckle. 2 Bände. (Bd. 269. 270.) Band I: Der rationale Sozialismus. (Bd. 269.) Band II: Proudhon und der entwicklungsgeschichtliche Sozialismus. (Bd 270.)

Geschichte des Welthandels. Von Prof. Dr. M. G. Schmidt. 2. Aufl. (Bd. 118.)

Geschichte d. deutschen Handels. Von Prof. Dr. W. Langenbeck. (Bd 237.)

Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft. Von Prof. Dr. P. Arndt. 2. Aufl. (Bd. 179.)

Deutsches Wirtschaftsleben. Auf geographischer Grundlage geschildert. Von weil. Prof. Dr. Chr. Gruber. 3. Aufl. Neubearb. von Dr. H. Reinlein. (Bd. 42.)

Die Ostmark. Eine Einführung in die Probleme ihrer Wirtschaftsgeschichte. Von Prof. Dr. W. Mitscherlich. (Bd. 351.)

Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im letzten Jahrh. Von Prof. Dr. L. Pohle. 3. Aufl. (Bd. 57.)

Das Hotelwesen. Von Paul Damm-Etienne. Mit 30 Abb. (Bd. 311.)

Das deutsche Handwerk. Von Dir. Dr. E. Otto. 4. Aufl. Mit 27 Abb (Bd. 14.)

Die deutsche Landwirtschaft. Von Dr. W. Claaßen. Mit 15 Abb. u. 1 Karte. (Bd. 215.)

Geschichte des deutschen Bauernstandes. Von Prof. Dr. H. Gerdes. Mit 21 Abb. (Bd. 320.)

Innere Kolonisation. Von A. Brenning. (Bd 261.)
Das Deutschtum im Ausland. Von Prof. Dr. A. Hoetzsch. (Bd 402.)
Antike Wirtschaftsgeschichte. Von Dr. O. Neurath. (Bd. 258.)
Aus dem amerikanischen Wirtschaftsleben. Von Prof. J. L. Laughlin. Mit 9 graph. Darst. (Bd. 127.)
Die Japaner in der Weltwirtschaft. Von Prof. Dr. K. Rathgen 2. Aufl. (Bd 72.)
Die Gartenstadtbewegung. Von Generalsekr. H. Kampffmeyer. Mit 43 Abb. 3. Aufl. (Bd. 259.)
Das internationale Leben der Gegenwart. Von A. H. Fried. Mit 1 Tafel (Bd 226.)
Bevölkerungslehre. Von Prof. Dr. M. Haushofer. (Bd. 60.)
Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung. Von Prof. Dr. L. v. Zwiedineck-Südenhorst. 2. Aufl. (Bd 78.)
Das Recht der kaufmännischen Angestellten. Von Rechtsanwalt Dr. M. Strauß. (Bd. 341.)
Die Konsumgenossenschaft. Von Prof. Dr. F. Staudinger. (Bd. 222.)
Das Geld und sein Gebrauch. Von G. Meier (Bd. 398.)
Die Münze als histor. Denkmal sowie ihre Bedeutung im Rechts- und Wirtschaftsleben. Von Prof. Dr. A. Luschin v. Ebengreuth. Mit 55 Abb. (Bd. 91.)
Die moderne Frauenbewegung. Ein geschichtlicher Überblick. Von Dr. R. Schirmacher 2. Aufl. (Bd. 67.)
Die Frauenarbeit. Ein Problem des Kapitalismus. Von Prof. Dr. R. Wilbrandt. (Bd. 106.)
Grundzüge des Versicherungswesens. Von Prof. Dr. A. Manes. 2. Aufl. (Bd. 105.)
Verkehrsentwicklung in Deutschland. 1800—1900 (fortgeführt bis zur Gegenwart). Vorträge über Deutschlands Eisenbahnen und Binnenwasserstraßen, ihre Entwicklung und Verwaltung sowie ihre Bedeutung für die heutige Volkswirtschaft. Von Prof. Dr. W. Lotz 3. Aufl. (Bd. 15.)
Das Postwesen, seine Entwicklung und Bedeutung. Von Postr. J. Bruns (Bd. 165.)
Die Telegraphie in ihrer Entwicklung und Bedeutung. Von Postr. J. Bruns. Mit 4 Fig. (Bd. 183.)
Deutsche Schiffahrt und Schiffahrtspolitik der Gegenwart. Von Prof. Dr. K. Thieß. (Bd. 169.)

Erdkunde.

Mensch und Erde. Skizzen von den Wechselbeziehungen zwischen beiden. Von weil. Prof. Dr. A. Kirchhoff. 3. Aufl. (Bd. 31.)
Die Polarforschung. Geschichte der Entdeckungsreisen zum Nord- und Südpol von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. K. Hassert. 2. Aufl. Mit 6 Karten. (Bd. 38.)
Die Städte. Geographisch betrachtet. Von Prof. Dr. K. Hassert. Mit 21 Abb. (Bd 163.)
Wirtschaftl. Erdkunde. Von weil. Prof. Dr. Chr. Gruber. 2. Aufl. Bearbeitet von Prof. Dr. F. Dove. Bd 122.)
Politische Geographie. Von Dr. E. Schöne. (Bd. 353.)
Die deutschen Volksstämme und Landschaften. Von Prof. Dr. O. Weise. 4. Aufl. Mit 29 Abb. (Bd 16.)
Ostseegebiet. Von Privatdozent Dr. G. Braun (Bd. 367.)
Die Alpen. Von H. Reisshauer. Mit 26 Abb. u. 2 Karten. (Bd. 276.)
Die deutschen Kolonien. (Land und Leute.) Von Dr. A. Heilborn. 3. Aufl. Mit 26 Abb. u. 2 Karten. (Bd. 98.)
Unsere Schutzgebiete nach ihren wirtschaftlichen Verhältnissen. Im Lichte der Erdkunde dargestellt. Von Dr. Chr. G. Barth. (Bd. 290.)
Australien und Neuseeland. Land, Leute und Wirtschaft. Von Prof. Dr. R. Schachner. (Bd. 366.)
Der Orient. Eine Länderkunde. Von C. Banse. 3 Bde. Mit zahlr. Abb. u. Karten. (Bd. 277. 278. 279.)
Band I: Die Atlasländer. Marokko, Algerien, Tunesien. Mit 15 Abb., 10 Kartenskizzen, 3 Diagr. u. 1 Tafel. (Bd. 277.) Band II: Der arabische Orient. Mit 29 Abb. u. 7 Diagr. (Bd. 278.) Band III: Der arische Orient. Mit 34 Abb., 3 Kartenskizzen u. 2 Diagr. (Bd. 279.)

Anthropologie. Heilwissenschaft und Gesundheitslehre.

Die Eiszeit und der vorgeschichtliche Mensch. Von Prof. Dr. G. Steinmann. Mit 24 Abb. (Bd. 302.)
Mensch und Erde. Skizzen von den Wechselbeziehungen zwischen beiden. Von weil. Prof. Dr. A. Kirchhoff. 3. Aufl. (Bd. 31.)
Der Mensch der Urzeit. Vier Vorlesungen aus der Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts. Von Dr. A. Heilborn. 2. Aufl. Mit zahlr. Abb. (Bd. 62.)
Die moderne Heilwissenschaft. Wesen und Grenzen des ärztlichen Wissens. Von Dr. E. Biernacki. Deutsch von Dr. G. Ebel. (Bd. 25.)
Hypnotismus und Suggestion. Von Dr. E. Trömner. (Bd. 199.)

r Arzt. Seine Stellung und Aufgaben Kulturleben der Gegenwart. Ein Leit- en der sozialen Medizin. Von Dr. med. Fürst. (Bd. 265.)

r Aberglaube in der Medizin und seine fahr für Gesundheit und Leben. Von of. Dr. D von Hansemann (Bd. 83.)

nemittel und Genußmittel. Von Prof. Dr. Schmiedeberg. (Bd. 363.)

u und Tätigkeit des menschlichen Kör- s. Von Prof. Dr. H. Sachs. 3. Aufl. Mit Abb. (Bd 32.)

r Anatomie des Menschen. Von Prof. K. v. Bardeleben. 5 Bde. Mit lr Abb (Bd 201 202 203. 204. 263.) Teil: Allg Anatomie und Entwicklungs- hichte Mit 69 Abb. (Bd. 201.) II. Teil: s Skelett Mit 53 Abb (Bd. 202.) Teil: Das Muskel- und Gefäßsystem t 68 Abb. (Bd 203.) IV Teil: Die ngeweide (Darm, Atmungs-, Harn- u. chlechtsorgane) Mit 38 Abb (Bd. 204.) Teil: Statik und Mechanik des mensch- en Körpers Mit 20 Abb (Bd 263.)

Chirurgie unserer Zeit. Von Prof Dr. ßler Mit 52 Abb. (Bd 33?)

ıt Vorträge aus der Gesundheitslehre. n weil. Prof Dr. H Buchner. 3. Aufl., rgt von Prof. Dr. M. v. Gruber. t 26 Abb (Bd. 1.)

ıt, Blutgefäße und Blut und ihre Er- nkungen. Von Prof. Dr. H. Rosin t 18 Abb (Bd 312.)

s menschliche Gebiß, seine Erkrankung Pflege Von Zahnarzt Fr. Jäger t 24 Abb (Bd 229.)

rperliche Verbildungen im Kindesalter ihre Verhütung. Von Dr. M David t 26 Abb (Bd 321.)

ıthygiene. Von Prof. Dr. L. Burgerstein. tufl. Mit 43 Fig. (Bd 96.)

m Nervensystem, seinem Bau und seiner eutung für Leib und Seele in gesundem und krankem Zustande. Von Prof. Dr. R. Zander. 2. Aufl. Mit 27 Fig (Bd. 48.)

Die fünf Sinne des Menschen. Von Prof. Dr. J. K. Kreibig. 2. Aufl. Mit 30 Abb. (Bd. 27.)

Das Auge des Menschen und seine Gesundheitspflege. Von Prof. Dr. med. G. Abelsdorff. Mit 15 Abb. (Bd 149.)

Die menschliche Stimme und ihre Hygiene. Von Prof. Dr. P. H. Gerber. 2. Aufl. Mit 20 Abb. (Bd. 136.)

Die Geschlechtskrankheiten, ihr Wesen, ihre Verbreitung, Bekämpfung und Verhütung. Von Generalarzt Prof Dr. W. Schumburg. 2. Aufl. Mit 4 Abb. und 1 Tafel. (Bd. 251.)

Die Tuberkulose, ihr Wesen, ihre Verbreitung, Ursache, Verhütung und Heilung. Von Generalarzt Prof Dr. W. Schumburg. 2. Aufl. Mit 1 Tafel und 8 Figuren (Bd 47.)

Die krankheiterregenden Bakterien. Von Privatdoz. Dr. M. Loehlein. Mit 33 Abb (Bd. 307.)

Geisteskrankheiten. Von Anstaltsoberarzt Dr G Ilberg. (Bd. 151.)

Krankenpflege. Von Chefarzt Dr. B. Leick. (Bd. 152.)

Gesundheitslehre für Frauen. Von weil. Privatdoz. Dr. R. Stieher. Mit 13 Abb. (Bd. 171.)

Der Säugling, seine Ernährung und seine Pflege. Von Dr. W. Kaupe. Mit 17 Abb. (Bd. 154.)

Der Alkoholismus. Von Dr. G. B. Gruber. Mit 7 Abb (Bd 103.)

Ernährung und Volksnahrungsmittel. Von weil Prof Dr J Frenzel. 2. Aufl. Neu bearb. von Geh. Rat Prof. Dr. M. Zuntz. Mit 7 Abb. u. 2 Tafeln. (Bd. 19.)

Die Leibesübungen und ihre Bedeutung für die Gesundheit. Von Prof. Dr. R. Zander. 3. Aufl. Mit 19 Abb. (Bd. 13.)

Naturwissenschaften. Mathematik.

urwissenschaften u. Mathematik im klassischen ertum. Von Prof. Dr. Joh. L Heiberg. (Bd. 370)

Grundbegriffe der modernen Naturre. Von Prof. Dr. F. Auerbach. Aufl Mit 79 Fig. (Bd. 40.)

Lehre von der Energie. Von Dr. A. ein. Mit 13 Fig. (Bd. 257.)

ekküle — Atome — Weltäther. Von Prof. G Mie. 3 Aufl Mit 27 Fig (Bd. 58.)

große Physiker und ihre Leistungen. n Prof. Dr. F. A. Schulze Mit lbb. (Bd. 324.)

rdegang der modernen Physik. Von Dr. Keller. (Bd. 343.)

Einleitung in die Experimentalphysik. Von Prof. Dr. R. Börnstein. Mit 90 Abb. (Bd. 371.)

Das Licht und die Farben. Von Prof. Dr. L. Graetz. 3. Aufl. Mit 117 Abb. (Bd. 17.)

Sichtbare und unsichtbare Strahlen. Von Prof. Dr. R Börnstein u. Prof. Dr. W. Marckwald. 2. Aufl. Mit 85 Abb. (Bd. 64.)

Die optischen Instrumente. Von Dr M. v. Rohr 2. Aufl. Mit 84 Abb. (Bd. 88.)

Das Auge und die Brille. Von Dr. M von Rohr. Mit 84 Abb. u. 1 Lichtdrucktafel. (Bd.372.)

Spektroskopie. Von Dr. L. Grebe. mit 62 Abb. (Bd. 284.)

Aus Natur und Geisteswelt.

Jeder Band geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25.

Das Mikroskop, seine Optik, Geschichte und Anwendung. Von Dr. W. Scheffer. Mit 66 Abb. (Bd. 35.)

Das Stereoskop und seine Anwendungen. Von Prof. Th. Hartwig. Mit 40 Abb. u. 19 Taf. (Bd. 135.)

Die Lehre von der Wärme. Von Prof. Dr. R. Börnstein. Mit 33 Abb. (Bd. 172.)

Die Kälte, ihr Wesen, ihre Erzeugung und Verwertung. Von Dr. H. Alt. Mit 45 Abb. (Bd. 311.)

Luft. Wasser. Licht und Wärme. Neun Vorträge aus dem Gebiete der Experimental-Chemie. Von Prof. Dr. R. Blochmann. 3. Aufl. Mit 115 Abb. (Bd. 5.)

Das Wasser. Von Privatdoz. Dr. O. Anselmino. Mit 44 Abb. (Bd. 291.)

Natürliche und künstliche Pflanzen- und Tierstoffe. Von Dr. B. Bavink. Mit 7 Fig. (Bd. 187.)

Die Erscheinungen des Lebens. Von Prof. Dr H. Miehe. Mit 40 Fig. (Bd. 130.)

Abstammungslehre und Darwinismus. Von Prof. Dr. R. Hesse. 4. Aufl. Mit 37 Fig (Bd. 39.)

Experimentelle Abstammungs- und Vererbungslehre. Von Dr. H. Lehmann. (Bd. 379.)

Experimentelle Biologie. Von Dr. C Thesing. Mit Abb. 2 Bde. Band I: Experimentelle Zellforschung. (Bd. 336.) Band II: Regeneration, Transplantation und verwandte Gebiete. (Bd. 337)

Einführung in die Biochemie. Von Prof Dr. W. Löb. (Bd. 352.)

Der Befruchtungsvorgang, sein Wesen und seine Bedeutung. Von Dr. E. Teichmann. 2. Aufl. Mit 7 Abb. und 4 Doppeltaf. (Bd. 70.)

Das Werden und Vergehen der Pflanzen. Von Prof. Dr. P. Giesenius. Mit 24 Abb. (Bd. 173.)

Vermehrung und Sexualität bei den Pflanzen. Von Prof. Dr. E. Küster. Mit 38 Abb. (Bd. 112.)

Unsere wichtigsten Kulturpflanzen (die Getreidegräser). Von Prof. Dr. K. Giesenhagen. 2. Aufl. Mit 38 Fig. (Bd. 10.)

Die fleischfressenden Pflanzen. Von Dr. A. Wagner. Mit Abb. (Bd. 344.)

Der deutsche Wald. Von Prof. Dr. H. Hausrath. Mit 15 Abb. u. 2 Karten. (Bd. 153.)

Die Pilze. Von Dr. A. Eichinger. Mit 54 Abb. (Bd. 334.)

Weinbau und Weinbereitung. Von Dr. F. Schmitthenner. (Bd. 332.)

Der Obstbau. Von Dr. E. Voges. Mit 13 Abb. (Bd. 107.)

Unsere Blumen und Pflanzen im Zimmer. Von Prof. Dr. U. Dammer. (Bd. 350.)

Unsere Blumen und Pflanzen im Garten. Von Prof. Dr. U. Dammer. (Bd. 360.)

Geschichte der Gartenkunst. Von Reg.-Baum. Edv. Rauch. Mit 41 Abb. (Bd. 274.)

Kolonialbotanik. Von Prof. Dr. F. Tobler. Mit 21 Abb. (Bd. 184.)

Kaffee, Tee, Kakao und die übrigen narkotischen Getränke. Von Prof. Dr. A. Wieler. Mit 24 Abb. u. 1 Karte. (Bd. 132.)

Die Milch und ihre Produkte. Von Dr. A. Reitz. (Bd. 326.)

Die Pflanzenwelt des Mikroskops. Von Bürgerschullehrer E. Neukauf. Mit 100 Abb. (Bd. 181.)

Die Tierwelt des Mikroskops (die Urtiere). Von Prof. Dr. R. Goldschmidt. Mit 59 Abb. (Bd. 160.)

Die Beziehungen der Tiere zueinander und zur Pflanzenwelt. Von Prof. Dr. K. Kraepelin. (Bd. 79.)

Der Kampf zwischen Mensch und Tier. Von Prof. Dr. K. Eckstein. 2. Aufl. Mit 51 Fig. (Bd. 18.)

Tierkunde. Eine Einführung in die Zoologie. Von weil. Privatdoz. Dr. K. Hennings. Mit 34 Abb. (Bd. 143.)

Vergleichende Anatomie der Sinnesorgane der Wirbeltiere. Von Prof. Dr. W. Lubosch. Mit 107 Abb. (Bd. 282.)

Die Stammesgeschichte unserer Haustiere. Von Prof. Dr. C. Keller. Mit 28 Fig. (Bd. 252.)

Die Fortpflanzung der Tiere. Von Prof. Dr. R. Goldschmidt. Mit 77 Abb. (Bd. 253.)

Tierzüchtung. Von Dr. G. Wilsdorf. (Bd. 369.)

Deutsches Vogelleben. Von Prof. Dr. A. Voigt. (Bd. 221.)

Vogelzug und Vogelschutz. Von Dr. W. R. Eckardt. Mit 6 Abb. (Bd. 218.)

Korallen und andere gesteinbildende Tiere. Von Prof. Dr. W. May. Mit 455 Abb. (Bd. 231.)

Lebensbedingungen und Verbreitung der Tiere. Von Prof. Dr. O. Maas. Mit 11 Karten u. Abb. (Bd. 139.)

Die Bakterien. Von Prof. Dr. E. Gutzeit. Mit 13 Abb. (Bd. 233.)

Die Welt der Organismen. In Entwicklung und Zusammenhang dargestellt. Von Prof. Dr. K. Lampert. Mit 52 Abb. (Bd. 236.)

Zwiegestalt der Geschlechter in der Tierwelt (Dimorphismus). Von Dr. Fr. Knauer. Mit 37 Fig. (Bd. 148.)

Die Ameisen. Von Dr. Fr. Knauer. Mit 61 Fig. (Bd. 94.)

Das Süßwasser-Plankton. Von Prof. Dr. O. Zacharias. 2. Aufl. Mit 49 Abb. (Bd. 156.)

Aus Natur und Geisteswelt.

Jeder Band geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25.

Meeresforschung und Meeresleben. Von Dr. O. Janson. 2. Aufl. Mit 41 Fig. (Bd. 30.)

Das Aquarium. Von E. W. Schmidt. Mit 15 Fig. (Bd. 335.)

Wind und Wetter. Von Prof. Dr. L. Weber. 2. Aufl. Mit 28 Fig. u. 3 Tafeln. (Bd. 55.)

Gut und schlecht Wetter. Von Dr. R. Hennig. (Bd. 349.)

Der Kalender. Von Prof. Dr. W. F. Wislicenus. (Bd. 69.)

Der Bau des Weltalls. Von Prof. Dr. J. Scheiner. 3. Aufl. Mit 26 Fig. (Bd. 24.)

Entstehung der Welt und der Erde nach Sage und Wissenschaft. Von Prof. Dr. B. Weinstein. 2. Aufl. (Bd. 223.)

Aus der Vorzeit der Erde. Von Prof. Dr. Fr. Frech. In 6 Bdn. 2. Aufl. Mit zahlr. Abbildungen. (Bd. 207—211, 61.) Band I: Vulkane einst und jetzt. Mit 80 Abb. (Bd. 207.) Band II: Gebirgsbau und Erdbeben. Mit 57 Abb. (Bd. 208.) Band III: Die Arbeit des fließenden Wassers. Mit 51 Abb. (Bd. 209.) Band IV: Die Arbeit des Ozeans und die chemische Tätigkeit des Wassers im allgemeinen. Mit 1 Titelbild und 51 Abb. (Bd. 210.) Band V: Kohlenbildung und Klima der Vorzeit. (Bd. 211.) Band VI: Gletscher einst und jetzt. 2. Aufl. (Bd. 61.)

Die Metalle. Von Prof. Dr. K. Scheid. 2. Aufl. Mit 16 Abb. (Bd. 29.)

Radium und Radioaktivität. Von Dr. M. Centnerszwer. (Bd 405.)

Das Salz. Von Dr. C. Riemann. (Bd. 407.)

Unsere Kohlen. Von Bergassessor Kukuk. (Bd. 396.)

Das astronomische Weltbild im Wandel der Zeit. Von Prof. Dr. S. Oppenheim. 2. Aufl. Mit 24 Abb. (Bd. 110.)

Probleme der modernen Astronomie. Von Prof. Dr. S. Oppenheim. (Bd. 355.)

Astronomie in ihrer Bedeutung für das praktische Leben. Von Prof. Dr. A. Marcuse. Mit 26 Abb. (Bd. 378.)

Die Sonne. Von Dr. A. Krause. Mit zahlreichen Abb. (Bd. 357.)

Der Mond. Von Prof. Dr. J. Franz. Mit 31 Abb. (Bd. 90.)

Die Planeten. Von Prof. Dr. B. Peter. Mit 18 Fig. (Bd. 240.)

Arithmetik und Algebra zum Selbstunterricht. Von Prof. Dr. W. Cranz. In 2 Bdn. Mit zahlr. Fig. (Bd. 120. 205.) I. Teil: Die Rechnungsarten. Gleichungen ersten Grades mit einer und mehreren Unbekannten. Gleichungen zweiten Grades. 2. Aufl. Mit 9 Fig. (Bd. 120.) II. Teil: Gleichungen. Arithmetische und geometrische Reihen. Zinseszins- und Rentenrechnung. Komplexe Zahlen. Binomischer Lehrsatz. 3. Aufl. Mit 21 Fig. (Bd. 205.)

Praktische Mathematik. Von Dr. R. Neuendorff. I. Teil: Graphisches u. numerisches Rechnen. Mit 62 Figuren und 1 Tafel. (Bd. 341.)

Planimetrie zum Selbstunterricht. Von Prof. Dr. W. Cranz. Mit 99 Fig. (Bd. 340.)

Maße und Messen. Von Dr. W. Block. Mit 34 Abb. (Bd. 385.)

Einführung in die Infinitesimalrechnung mit einer historischen Übersicht. Von Prof. Dr. G. Kowalewski. 2. Aufl. Mit 18 Fig. (Bd 197.)

Differential- und Integralrechnung. Von Dr. M. Lindow. (Bd. 387.)

Mathematische Spiele. Von Dr. W. Ahrens. 2. Aufl. Mit 70 Fig. (Bd. 170.)

Das Schachspiel und seine strategischen Prinzipien. Von Dr. M. Lange. Mit den Bildnissen E. Laskers und P. Morphys, 1 Schachbrettafel und 43 Darst. von Übungsspielen. (Bd. 281.)

Angewandte Naturwissenschaft. Technik.

Am sausenden Webstuhl der Zeit. Von Prof. Dr. W. Launhardt. 3. Aufl.) Mit 16 Abb. (Bd. 23.)

Bilder aus der Ingenieurtechnik. Von Baurat K. Merckel. Mit 43 Abb. (Bd. 60.)

Schöpfungen der Ingenieurtechnik der Neuzeit. Von Baurat K. Merckel. 2. Aufl. Mit 55 Abb. (Bd. 28.)

Der Eisenbetonbau. Von Dipl.-Ing. E. Haimovici. Mit 81 Abb. (Bd. 275.)

Das Eisenhüttenwesen. Von Geh. Bergrat Prof. Dr. H. Wedding. 4. Aufl. Mit 15 Fig. (Bd. 20.)

Die Schmucksteine und die Schmuckstein-Industrie. Von Dr. A. Eppler. Mit 64 Abb. (Bd. 376.)

Die Metalle. Von Prof. Dr. K. Scheid. 2. Aufl. Mit 16 Abb. (Bd. 29.)

Unsere Kohlen. Von Bergassessor Kukuk. (Bd. 396.)

Mechanik. Von Kais. Geh. Reg.-Rat A. v. Ihering. 3 Bde. (Bd. 303/305.) Band I: Die Mechanik der festen Körper. Mit 61 Abb. (Bd. 303.) Band II: Die Mechanik der flüssigen Körper. Mit 34 Abb. (Bd. 304.) Band III: Die Mechanik der gasförmigen Körper. (In Vorb.) (Bd. 305.)

Maschinenelemente. Von Prof. R. Vater. Mit 184 Abb. (Bd. 301.)

Hebezeuge. Das Heben fester, flüssiger und luftförmiger Körper. Von Prof. R. Vater. Mit 67 Abb. (Bd. 196.)

Die Dampfmaschine I: Wirkungsweise des Dampfes in Kessel und Maschine. Von Prof. R. Vater. 3. Aufl. Mit 4: Abb. (Bd. 393.)

Die neueren Wärmekraftmaschinen I: Einführung in die Theorie u. den Bau der Maschinen für gasförmige u. flüssige Brennstoffe. Von Prof. R. Vater. 4. Aufl. Mit 33 Abb. (Bd. 21.)

Die neueren Wärmekraftmaschinen II: Gasmaschinen, Gas- und Dampfturbinen. Von Prof. R. Vater. 3 Aufl. Mit 48 Abb. (Bd 86.)

Die Wasserkraftmaschinen und die Ausnützung der Wasserkräfte. Von Kais. Geh. Reg.-Rat A. v. Ihering. Mit 73 Fig. (Bd. 228.)

Landwirtsch. Maschinenkunde. Von Prof. Dr. G. Fischer. Mit 62 Abb. (Bd. 316.)

Die Spinnerei. Von Dir. Prof. M. Lehmann. Mit Abb. (Bd. 338.)

Die Eisenbahnen, ihre Entstehung und gegenwärtige Verbreitung. Von Prof. Dr. F. Hahn. Mit zahlreichen Abb. (Bd. 71.)

Die technische Entwicklung der Eisenbahnen der Gegenwart. Von Eisenbahnbau- u. Betriebsinsp. E. Biedermann. Mit 50 Abb. (Bd. 144.)

Die Klein- und Straßenbahnen. Von Oberingenieur a. D. A. Liebmann. Mit 85 Abb. (Bd. 322.)

Das Automobil. Eine Einführung in Bau und Betrieb des modernen Kraftwagens. Von Ing. E. Blau. 2. Aufl. Mit 83 Abb. (Bd. 166.)

Grundlagen der Elektrotechnik. Von Dr. A. Roth. Mit 72 Abb. (Bd. 391.)

Die Telegraphen- und Fernsprechtechnik in ihrer Entwicklung. Von Telegrapheninspektor H. Brick. Mit 58 Abb. (Bd. 235.)

Drähte und Kabel, ihre Anfertigung und Anwendung in der Elektrotechnik. Von Telegrapheninspektor H. Brick. Mit 43 Abb. (Bd. 285.)

Die Funkentelegraphie. Von Oberpostpraktikant H. Thurn. Mit 53 Illustr. 2. Aufl. (Bd. 167.)

Astronomie in ihrer Bedeutung für das tägliche Leben. Von Professor Dr. A. Marcuse. Mit 26 Abb. (Bd. 378.)

Nautik. Von Dir. Dr. J. Möller. Mit 58 Fig. (Bd. 255.)

Das Kriegsschiff. Von Geh. Marinebaurat Krieger. (Bd. 389.)

Die Luftschiffahrt, ihre wissenschaftlichen Grundlagen und ihre technische Entwicklung. Von Dr. R. Kimfuhr. 2 Aufl. Mit 42 Abb. (Bd. 300.)

Die Handfeuerwaffen. Ihre Entwicklung und Technik. Von Hauptmann R. Weiß. Mit 69 Abb. (Bd. 364.)

Die Beleuchtungsarten der Gegenwart. Von Dr. W. Brüsch. Mit 155 Abb. (Bd. 103.)

Heizung und Lüftung. Von Ingenieur J. F. Mayer. Mit 40 Abb. (Bd. 241.)

Industrielle Feuerungsanlagen und Dampfkessel. Von Ingenieur J. E. Mayer. (Bd. 348.)

Die Uhr. Von Reg.-Bauführer a. D. H. Bock. Mit 47 Abb. (Bd. 216.)

Wie ein Buch entsteht. Von Prof. A. W. Unger. 3. Aufl. Mit 7 Taf. u. 26 Abb. (Bd 175.)

Einführung in die chemische Wissenschaft. Von Prof. Dr. W. Löb. Mit 16 Fig. (Bd 264.)

Bilder aus der chemischen Technik. Von Dr. A. Müller. Mit 24 Abb. (Bd. 191.)

Der Luftstickstoff und seine Verwertung. Von Prof. Dr. K. Kaiser. Mit 13 Abb. (Bd. 313.)

Agrikulturchemie. Von Dr. B. Krische. Mit 21 Abb. (Bd. 314.)

Die Bierbrauerei. Von Dr. A. Bau. Mit 47 Abb. (Bd. 333.)

Weinbau und Weinbereitung. Von Dr. F. Schmitthenner. (Bd. 332.)

Chemie und Technologie der Sprengstoffe. Von Prof. Dr. R. Biedermann. Mit 15 Fig. (Bd. 286.)

Photochemie. Von Prof. Dr. G. Kümmell. Mit 23 Abb. (Bd. 227.)

Die Kinematographie. Von Dr. H. Lehmann (Bd. 358.)

Elektrochemie. Von Prof. Dr. R. Arndt. Mit 38 Abb. (Bd. 234.)

Die Naturwissenschaften im Haushalt. Von Dr. J. Bongardt. 2 Bde. Mit zahlr. Abb. (Bd. 125. 126.)

I. Teil: Wie sorgt die Hausfrau für die Gesundheit der Familie? Mit 31 Abb. (Bd 125.) II. Teil: Wie sorgt die Hausfrau für gute Nahrung? Mit 17 Abb. (Bd. 126.)

Chemie in Küche und Haus. Von weil. Prof. Dr. G. Abel. 2 Aufl. von Dr. J. Klein. Mit 1 Doppeltafel. (Bd. 76.)

DIE KULTUR DER GEGENWART

IHRE ENTWICKLUNG UND IHRE ZIELE

HERAUSGEGEBEN VON PROF. PAUL HINNEBERG

Eine systematisch aufgebaute, geschichtlich begründete Gesamtdarstellung unserer heutigen Kultur, welche die Fundamentalergebnisse der einzelnen Kulturgebiete nach ihrer Bedeutung für die gesamte Kultur der Gegenwart und für deren Weiterentwicklung in großen Zügen zur Darstellung bringt. Das Werk vereinigt eine Zahl erster Namen aus Wissenschaft und Praxis und bietet Darstellungen der einzelnen Gebiete jeweils aus der Feder des dazu Berufensten in gemeinverständlicher, künstlerisch gewählter Sprache auf knappstem Raume. Jeder Band ist inhaltlich vollständig in sich abgeschlossen und einzeln käuflich.

TEIL I u. II: Die geisteswissenschaftlichen Kulturgebiete.

Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart.

Geh. M. 18.—, in Leinw. geb. M. 20.—, in Halbfr. geb. M. 22.—. [2. Aufl. 1912. Teil I, Abt. 1.]

Inhalt: Das Wesen der Kultur: W. Lexis. — Das moderne Bildungswesen: Fr. Paulsen †. — Die wichtigsten Bildungsmittel. A. Schulen und Hochschulen. Das Volksschulwesen: G. Schöppa. Das höhere Knabenschulwesen: A. Matthias. Das höhere Mädchenschulwesen: H. Gaudig. Das Fach- und Fortbildungsschulwesen: G. Kerschensteiner. Die geisteswissenschaftliche Hochschulausbildung: Fr. Paulsen †. Die mathematische, naturwissenschaftliche Hochschulausbildung: W. v. Dyck. B. Museen. Kunst- und Kunstgewerbemuseen: L. Pallat. Naturwissenschaftliche Museen: K. Kraepelin. Technische Museen: W. v. Dyck. C. Ausstellungen. Kunst- und Kunstgewerbeausstellungen: J. Lessing †. Naturwissenschaftlich-technische Ausstellungen: O. N. Witt. D. Die Musik: G. Göhler. E. Das Theater: P. Schlenther. F. Das Zeitungswesen: K. Bücher. G. Das Buch: R. Pietschmann. H. Die Bibliotheken: F. Milkau. — Die Organisation der Wissenschaft: H. Diels.

Die Religionen des Orients und die altgermanische Religion.

Geh. ca. M. 7.—, in Leinw. geb. ca. M. 9.—, in Halbfr. geb. ca. M. 11.—. [2. Aufl. 1913. Unter der Presse. Teil I, Abt. 3, I.]

Inhalt: Die Anfänge der Religion und die Religion der primitiven Völker: Edv. Lehmann. — Die ägyptische Religion: A. Erman. — Die asiatischen Religionen: Die babylonisch-assyrische Religion: C. Bezold. — Die indische Religion: H. Oldenberg. — Die iranische Religion: H. Oldenberg. — Die Religion des Islams: J. Goldziher. — Der Lamaismus: A. Grünwedel. — Die Religionen der Chinesen: J. J. M. de Groot. — Die Religionen der Japaner: a) Der Shintoismus: K. Florenz, b) Der Buddhismus: H. Haas. — Die orientalischen Religionen in ihrem Einfluß auf den Westen im Altertum: Fr. Cumont. — Altgermanische Religion: A. Heusler.

Geschichte der christlichen Religion.

Geh. M. 18.—, in Leinw. geb. M. 20.—, in Halbfr. geb. M. 22.—. [2. Aufl. 1909. Teil I, Abt. 4, I.]

Inhalt: Die israelitisch-jüdische Religion: J. Wellhausen. — Die Religion Jesu und die Anfänge des Christentums bis zum Nicaenum (325): A. Jülicher. — Kirche und Staat bis zur Gründung der Staatskirche: A. Harnack. — Griechisch-orthodoxes Christentum und Kirche in Mittelalter und Neuzeit: N. Bonwetsch. — Christentum und Kirche Westeuropas im Mittelalter: K. Müller. — Katholisches Christentum und Kirche in der Neuzeit: A. Ehrhard. — Protestantisches Christentum und Kirche in der Neuzeit: E. Troeltsch.

Systematische christliche Religion.

Geh. M. 6.60, in Leinw. geb. M. 8.—, in Halbfr. geb. M. 10.—. [2. Aufl. 1909. Teil I, Abt. 4, II.]

Inhalt: Wesen der Religion u. der Religionswissenschaft: E. Troeltsch. — Christlich-katholische Dogmatik: J. Pohle. — Christlich-katholische Ethik: J. Mausbach. — Christlich-katholische praktische Theologie: C. Krieg. — Christlich-protestantische Dogmatik: W. Herrmann. — Christlich-protestantische Ethik: R. Seeberg. — Christlich-protestantische praktische Theologie: W. Faber. — Die Zukunftsaufgaben der Religion und der Religionswissenschaft: H. J. Holtzmann.

Allgemeine Geschichte der Philosophie. Geh. ca. M. 12.—, in Leinwand geb. ca. M. 14.—, in Halbfranz geb. ca. M. 16.—. [2. Aufl. 1913. Unter der Presse. Teil I, Abt. 5.]

Inhalt. Einleitung. Die Anfänge der Philosophie und die Philosophie der primitiven Völker: W. Wundt. I. Die indische Philosophie: H. Oldenberg. II. Die islamische und jüdische Philosophie: J. Goldziher. III. Die chinesische Philosophie: W. Grube. IV. Die japanische Philosophie: T. Inouye. V. Die europäische Philosophie des Altertums: H. v. Arnim. VI. Die patristische Philosophie: Cl. Bäumker. VII. Die europäische Philosophie des Mittelalters: Cl. Bäumker. VIII. Die neuere Philosophie: W. Windelband.

Systematische Philosophie. Geh. M. 10.—, in Leinwand geb. M. 12.—, in Halbfr. geb. M. 14.—. [2. Aufl. 1908. Teil I, Abt. 6.]

Inhalt. Allgemeines. Das Wesen der Philosophie: W. Dilthey. — Die einzelnen Teilgebiete. I. Logik und Erkenntnistheorie: A. Riehl. II. Metaphysik: W. Wundt. III. Naturphilosophie: W. Ostwald. IV. Psychologie: H. Ebbinghaus. V. Philosophie der Geschichte: R. Eucken. VI. Ethik: Fr. Paulsen. VII. Pädagogik: W. Münch. VIII. Ästhetik: Th. Lipps. — Die Zukunftsaufgaben der Philosophie: Fr. Paulsen.

Die orientalischen Literaturen. Geh. M. 10.—, in Leinw. geb. M. 12.—, in Halbfranz geb. M. 14.—. [1906. Teil I, Abt. 7.]

Inhalt. Die Anfänge der Literatur und die Literatur der primitiven Völker: E. Schmidt. — Die ägyptische Literatur: A. Erman. — Die babylonisch-assyrische Literatur: C. Bezold. — Die israelitische Literatur: H. Gunkel. — Die aramäische Literatur: Th. Nöldeke. — Die äthiop. Literatur: Th. Nöldeke. — Die arab. Literatur: M. J. de Goeje. — Die ind. Literatur: R. Pischel. — Die altpers. Literatur: K. Geldner. — Die mittelpers. Literatur: P. Horn. — Die neupers. Literatur: P. Horn. — Die türkische Literatur: P. Horn. — Die armenische Literatur: F. N. Finck. — Die georg. Literatur: F. N. Finck. — Die chines. Literatur: W. Grube. — Die japan. Literatur: K. Florenz.

Die griech. u. latein. Literatur u. Sprache. Geh. M. 12.—, in Leinw. geb. M. 14.—, in Halbfr. geb. M. 16.—. [3. Aufl. 1912. Teil I, Abt. 8.]

Inhalt: I. Die griechische Literatur und Sprache: Die griech. Literatur des Altertums: U. v. Wilamowitz-Moellendorff. — Die griech. Literatur des Mittelalters: K. Krumbacher. — Die griech. Sprache: J. Wackernagel. — II. Die lateinische Literatur und Sprache: Die römische Literatur des Altertums: Fr. Leo. — Die latein. Literatur im Übergang vom Altertum zum Mittelalter: E. Norden. — Die latein. Sprache: F. Skutsch.

Die osteuropäischen Literaturen u. die slawisch. Sprachen. Geh. M. 10.—, in Lnw. geb. M. 12.—, in Hlbfr. geb. M. 14.—. [1908. Teil I, Abt. 9.]

Inhalt: Die slawischen Sprachen: V. v. Jagić. — Die slawischen Literaturen. I. Die russische Literatur: A. Wesselevsky. — II. Die poln. Literatur: A. Brückner. III. Die böhm. Literatur: J. Máchal. IV. Die südslaw. Literaturen: M. Murko. — Die neugriech. Literatur: A. Thumb. — Die finnisch-ugr. Literaturen. I. Die ungar. Literatur: F. Riedl. II. Die finn. Literatur: E. Setälä. III. Die estn. Literatur: G. Suits. — Die litauisch-lett. Literaturen. I. Die lit. Literatur: A. Bezzenberger. II. Die lett. Literatur: E. Wolter.

Die romanischen Literaturen und Sprachen. Mit Einschluß des Keltischen. Geh. M. 12.—, in Leinwand geb. M. 14.—, in Halbfranz geb. M. 16.—. [1908. Teil I, Abt. 11, I.]

Inhalt: I. Die kelt. Literaturen. 1. Sprache u. Literatur im allgemeinen: H. Zimmer. 2. Die einzelnen kelt. Literaturen. a) Die ir.-gäl. Literatur: K. Meyer. b) Die schott.-gäl. u. die Manx-Literatur. c) Die kymr. (walis.) Literatur. d) Die korn. u. die bretон. Literatur: L. Ch. Stern. II. Die roman. Literaturen: H. Morf. III. Die roman. Sprachen: W. Meyer-Lübke.

Allgemeine Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte. I. Hälfte. Geh. M. 10.—, in Leinw. geb. M. 12.—, in Halbfranz geb. M. 14.—. [1911. Teil II, Abt. 2, I.]

Inhalt: Einleitung. Die Anfänge der Verfassung und der Verwaltung und die Verfassung ad Verwaltung der primitiven Völker: A. Vierkandt. A. Die orientalische Verfassung

und Verwaltung. 1. Die Verfassung und Verwaltung des orientalischen Altertums: L. Wenger. 2. Die islamische Verfassung und Verwaltung: M. Hartmann. 3. Die Verfassung und Verwaltung Chinas: O. Franke. 4. Die Verfassung und Verwaltung Japans: K. Rathgen. — B. Die europäische Verfassung u. Verwaltung (1. Hälfte). 1. Die Verfassung u. Verwaltung des europäischen Altertums: L. Wenger. 2. Die Verfassung u. Verwaltung der Germanen und des Deutschen Reiches bis z. Jahre 1806: A. Luschin v. Ebengreuth.

Staat u. Gesellschaft des Orients. [Teil II, Abt. 3 erscheint 1913.]

Inhalt: I. Anfänge des Staates und der Gesellschaft. Staat und Gesellschaft der primitiven Völker: A. Vierkandt. II. Staat und Gesellschaft des Orients im Altertum, Mittelalter und der Neuzeit. 1. Altertum: G. Maspero. 2. Mittelalter und Neuzeit. a) Staat und Gesellschaft Nordafrikas und Westasiens (die islamischen Völker): M. Hartmann. b) Staat und Gesellschaft Ostasiens. α) Staat und Gesellschaft Chinas: O. Franke. β) Staat und Gesellschaft Japans: K. Rathgen.

Staat u. Gesellschaft d. Griechen u. Römer. Geh. M. 8.—, in Leinw. geb. M. 10.—, in Halbfr. geb. M. 12.—. [1910. Teil II, Abt. 4, I.]

Inhalt: I. Staat und Gesellschaft der Griechen: U. v. Wilamowitz-Moellendorff. — II. Staat und Gesellschaft der Römer: B. Niese.

Staat und Gesellschaft der neueren Zeit. Geh. M. 9.—, in Leinw. geb. M. 11.—, in Halbfranz geb. M. 13.—. [1908. Teil II, Abt. 5, I.]

Inhalt: I. Reformationszeitalter. a) Staatensystem und Machtverschiebungen. b) Der moderne Staat und die Reformation. c) Die gesellschaftlichen Wandlungen und die neue Geisteskultur: F. v. Bezold. — II. Zeitalter der Gegenreformation: E. Gothein. — III. Zur Höhezeit des Absolutismus. a) Tendenzen, Erfolge und Niederlagen des Absolutismus. b) Zustände der Gesellschaft. c) Abwandlungen des europäischen Staatensystems: R. Koser.

Allgem. Rechtsgeschichte. [1913. Teil II, Abt. 7, I. Unt. d. Presse.]

Inhalt: Die Anfänge des Rechts: J. Kohler. — Orientalisches Recht im Altertum: L. Wenger. — Europäisches Recht im Altertum: L. Wenger.

Systematische Rechtswissenschaft. Geh. ca. M. 14.—, in Leinw. geb. ca. M. 16.—, in Halbfranz geb. ca. M. 18.—. [2. Aufl. 1913. Unter der Presse. Teil II, Abt. 8.]

Inhalt: I. Wesen des Rechtes und der Rechtswissenschaft: R. Stammler. II. Die einzelnen Teilgebiete: A. Privatrecht. Bürgerliches Recht: R. Sohm. — Handels- und Wechselrecht: K. Gareis. — Internationales Privatrecht: L. v. Bar. B. Zivilprozeßrecht: L. v. Seuffert. C. Strafrecht u. Strafprozeßrecht: F. v. Liszt. D. Kirchenrecht: W. Kahl. E. Staatsrecht: P. Laband. F. Verwaltungsrecht. Justiz und Verwaltung: G. Anschütz. — Polizei- und Kulturpflege: E. Bernatzik. G. Völkerrecht: F. von Martitz. III. Die Zukunftsaufgaben des Rechtes und der Rechtswissenschaft: R. Stammler.

Allgemeine Volkswirtschaftslehre. Von W. Lexis. Geh. ca. M. 7.—, in Leinw. geb. ca. M. 9.—, in Halbfranz geb. ca. M. 11.—. [2. Aufl. 1913. Teil II, Abt. 10, I.]

In Vorbereitung befinden sich noch:

Teil I, Abt. 2: Die Aufgaben und Methoden der Geisteswissenschaften.
I. Die Geisteswissenschaften u. ihre Methoden im allgemeinen. II. Erkenntnismittel u. Hilfsdisziplinen der Geisteswissenschaften.

Teil I, Abt. 3, II: Die Religionen des klassischen Altertums.

Teil I, Abt. 10: Die deutsche Literatur und Sprache.

Teil I, Abt. 11, II: Englische Literatur und Sprache, skandinavische Literatur und allgemeine Literaturwissenschaft.

Teil I, Abt. 12: Musik.
I. Geschichte der Musik u. der Musikwissenschaft. II. Allgemeine Musikwissenschaft.

Teil I, Abt. 13: Die orientalische Kunst. Die europäische Kunst des Altertums.
I. Die Anfänge der Kunst und die Kunst der primitiven Völker. II. Die orientalische Kunst. III. Die europäische Kunst des Altertums.

Teil I, Abt. 14: Die europäische Kunst des Mittelalters und der Neuzeit. Allgemeine Kunstwissenschaft.

Teil II, Abt. 1: **Völker-, Länder- u. Staatenkunde.** (Die anthropogeograph Grundlagen.)

Teil II, Abt. 2, II: **Allgem. Verfassungs- u. Verwaltungsgeschichte.** 2. Hälfte.

Teil II, Abt. 4, II: **Staat und Gesellschaft Europas im Altertum und Mittelalter.** I. Osteuropa (Byzanz). II. Westeuropa (Die romanisch-germanischen Völker)

Teil II, Abt. 5, II: **Staat und Gesellschaft der neuesten Zeit.** I. Revolutionszeitalter und Erstes Kaiserreich. II. 19. Jahrhundert. III. Osteuropa. IV. Nordamerika. V. Romanisch-germanische Kolonialländer außer Nordamerika.

Teil II, Abt. 6: **System der Staats- und Gesellschaftswissenschaft.** I. Allgemeines. II. Die einzelnen Teilgebiete. III. Die Zukunftsaufgaben des Staates und der Gesellschaft und der Staats- und der Gesellschaftswissenschaft

Teil II, Abt. 7, II: **Allg. Rechtsgeschichte** mit Geschichte der Rechtswissenschaft. I. Das orientalische Recht des Mittelalters und der Neuzeit. II. Das europäische Recht des Mittelalters und der Neuzeit.

Teil II, Abt. 9: **Allg. Wirtschaftsgeschichte** mit Geschichte der Volkswirtschaftslehre.

Teil II, Abt. 10, II **Spezielle Volkswirtschaftslehre.** I. Agrarpolitik. II. Gewerbepolitik. III. Handelspolitik. IV. Kolonialpolitik. V. Verkehrspolitik. VI. Versicherungspolitik. VII. Sozialpolitik.

Teil II, Abt. 10, III: **System der Staats- u. Gemeindewirtschaftslehre (Finanzwissenschaft).**

TEIL III: Die mathematischen, naturwissenschaftlichen und medizinischen Kulturgebiete.

Bearbeitet unter Leitung von
F. Klein, E. Lecher, R. v. Wettstein, Fr. v. Müller.

Die Mathematik im Altertum und im Mittelalter: Professor Dr. H. G. Zeuthen, Kopenhagen. Geh. M. 3.— [1912. Abt. I. Lfrg. 1.]

Chemie einschl. Kristallographie u. Mineralogie. Bandredakt.: E. v. Meyer u. Fr. Rinne. Mit Abb. Geh. ca. M. 22.—, in Leinw. geb. ca. M. 24.—, in Halbfr. geb. ca. M. 26.—. [1913. Abt. III., Bd. 2.]

Inhalt: Entwicklung der Chemie von Robert Boyle bis Lavoisier [1660—1793]: E. v. Meyer. — Die Entwicklung der Chemie im 19. Jahrhundert durch Begründung und Ausbau der Atomtheorie: E. v. Meyer. — Anorganische Chemie: C. Engler und L. Wöhler. — Organische Chemie: O. Wallach. — Physikalische Chemie: R. Luther und W. Nernst. — Photochemie: R. Luther. — Elektrochemie: M. Le Blanc. — Beziehungen der Chemie zur Physiologie: A. Kossel. — Beziehungen der Chemie zum Ackerbau: †O. Kellner und R. Immendorf. — Wechselwirkungen zwischen der chemischen Technik: O. Witt. — Kristallographie und Mineralogie: Fr. Rinne.

Zellen- und Gewebelehre, Morphologie und Entwicklungsgeschichte. Bandredakteure: O. Hertwig und †E. Strasburger, in zwei Teilbänden. Mit Abb. Geh. ca. M. 22.—, in Leinw. geb. ca. M. 24.—, in Halbfranz geb. ca. M. 26.—. [1913. Abt. IV., Band 2.]

Inhalt: I. Hälfte: Botanik. Pflanzliche Zellen- und Gewebelehre: E. Strasburger. — Morphologie und Entwicklungsgeschichte der Pflanzen: W. Benecke. — II. Hälfte: Zoologie. Die einzelligen Organismen: R. Hertwig. — Zellen und Gewebe des Tierkörpers: H. Poll. — Allgemeine und experimentelle Morphologie und Entwicklungslehre der Tiere: O. Hertwig. — Entwicklungsgeschichte u. Morphologie d. Wirbellosen: K. Heider. — Entwicklungsgeschichte d. Wirbeltiere: F. Keibel. — Morphologie d. Wirbeltiere: E. Gaupp.

In Vorbereitung bzw. unter der Presse * befinden sich:

***I. Abteilung: Die mathematischen Wissenschaften.**

Abteilungsleiter und Bandredakteur: F. Klein.
Inhalt: Die Beziehungen der Mathematik zur allgemeinen Kultur: A. Voß. — Mathematik u. Philosophie: A. Voß — Die Mathematik im 16., 17. und 18. Jahrh.: P. Stäckel. — Die Entwicklung d. reinen Mathematik i. 19. Jahrh.: F. Klein. — Die moderne Entwicklung d. an-

gewandten Mathematik: C. Runge. — Mathematischer Unterricht: H. E. Timerding.

II. Abt.: Die Vorgeschichte der modernen Naturwissenschaften und der Medizin.

Bandredakteure: J. Ilberg und K. Sudhoff. Bearb. von Fr. Boll, S. Günther, L. L. Heiberg, M. Höfler, J. Ilberg, E. Seidel, H. Stadler, K. Sudhoff, E. Wiedemann u. a.

III. Abt.: Anorgan. Naturwissenschaften. Abteilungsleiter: E. Lecher.

*Band 1: Physik.

Bandredakteur: E. Warburg.

Inhalt: Akustik: F. Auerbach. — Telegraphie: F. Braun. — Experimentelle Atomistik: E. Dorn. — Theoret. Atomistik. Relativitätsprinzip: A. Einstein. — Radioaktivität I: J. Elster und H. Geitel. — Spektralanalyse: F. Exner. — Theorie des Magnetismus: R. Gans. — Über die Untersuchung d. feinsten Spektrallinien: E. Gehrke. — Positive Strahlen: E. Gehrke und O. Reichenheim. — Die Energie degradierender Vorgänge im elektromagnetischen Feld: E. Gumlich. — Das Prinzip von der Erhaltung der Energie und das Prinzip von der Vermehrung der Entropie: Fr. Hasenöhrl. — Natur der Wärme (Thermodynamik): Fr. Henning. — Mechan. u. therm. Eigenschaften: Kalorimetrie: L. Holborn. — Wärmeleitung: W. Jäger. — Kathoden- und Röntgenstrahlen: W. Kaufmann. — Entdeckungen von Maxwell u. Hertz: E. Lecher. — Die Maxwellsche und Elektronentheorie: H. A. Lorentz. — Neuere Fortschritte der geometr. Optik: O. Lummer. — Das Prinzip der kleinsten Wirkung: M. Planck. — Gesch. d. Elektrizität bis z. Siege der Faradayschen Anschauungen: F. Richarz. — Wärmestrahlung: H. Rubens. — Radioaktivität II: E. v. Schweidler. — Elektr. Leitvermögen: H. Starke. — Phänomenologische u. atomistische Betrachtungsweise: W. Voigt. — Newtonsche Mechanik: E. Wiechert. — Die gekoppelten elektr. Systeme: M. Wien. — Strahlungstheorie: W. Wien. — Entwicklung der Wellenlehre des Lichts: O. Wiener. — Magnetooptik: P. Zeeman.

*Band 3: Astronomie.

Bandredakteur: J. Hartmann.

Inhalt: Anfänge der Astronomie, Zusammenhang mit der Religion: Fr. Boll. — Chronologie und Kalenderwesen: F. K. Ginzel. — Zeitmessung: J. Hartmann. — Astronomische Ortsbestimmung: L. Ambronn. — Erweiterung des Raumbegriffs. A. v. Flotow. — Mechan. Theorie des Planetensystems: J. v. Hepperger. — Physische Erforschung des Planetensystems: K. Graff. — Physik der Sonne: E. Pringsheim. — Physik der Fixsterne: F. W. Ristenpart. — Sternsystem: H. Kobold. — Beziehungen der Astronomie zu Kunst und Technik: L. Ambronn. — Organisation: F. W. Ristenpart.

Band 4: Geonomie.

Bandredakteure: F. R. Helmert und H. Benndorf. Bearbeitet von H. Benndorf, † G. H. Darwin, H. Ebert, O. Eggert, S. Finsterwalder, E. Kohlschütter u. a.

Band 5: Geologie (einschl. Petrographie).

Bandredakteur: A. Rothpletz. Bearbeitet von A. Bergeat, E. v. Koken, J. Königsberger, A. Rothpletz.

Band 6: Physiogeographie.

Bandredakteur: E. Brückner 1. Hälfte: Allgemeine Physiogeographie. Bearbeitet von E. Brückner, S. Finsterwalder, J. v. Hann, † O. Krümmel, E. Oberhummer, A. Merz u. a. 2. Hälfte: Spezielle Physiogeographie. Bearbeitet von E. Brückner, W. M. Davis u. a.

IV. Abt.: Organische Naturwissenschaften. Abteilungsleiter: R. v. Wettstein.

*Band 1: Allgemeine Biologie.

Bandredakteure C. Chun u. W. L. Johannsen.

Inhalt: Geschichte der modernen Biologie [etwa seit Linnes Tode]: E. Rádl. — Biologische Methodik im allgemeinen, Richtungen und Organisation der Forschung A. Fischel. — Organisation des biologischen Unterrichts: R. v. Wettstein. — Allgemeine Biologie. a) Organismen: W. Roux, W. Ostwald, O. zur Straßen. b) Protoplasma: B. Lidfors. c) Einzellige, Vielzellige: E. Laqueur. d) Organisationshöhe: H. Spemann. e) Individuum. Lebenslauf, Alter, Tod: W. Schleip. f) Allgemeines über Fortpflanzungsvergänge: E. Godlewski, P. Claußen. g) Regeneration und Transplantation. α) der Tiere: H. Przibram. β) der Pflanzen: E. Baur. h) Experimentelle Grundlagen der Deszendenzlehre: W. L. Johannsen. i) Gliederung in Pflanzen und Tiere: O. Porsch.

Band 3: Physiologie und Ökologie.

Bandredakteure M. Rubner und G. Haberlandt. Bearbeitet von E. Baur, Fr. Czapek, H. v. Guttenberg u. a.

*Band 4: Abstammungslehre, Systematik, Paläontologie, Biogeographie.

Bandredakt.: R. v. Hertwig u. R. v. Wettstein.

Inhalt: Deszendenztheorie: R. v. Hertwig. — Systematik. a) Allgemeines: L. Plate. b) System der Pflanzen: R. v. Wettstein. c) System der Tiere: L. Plate. — Biogeographie. a) Allgemeine Prinzipien der Biogeographie: A. Brauer. — b) Pflanzengeographie: A. Engler. c) Tiergeographie: A. Brauer. — Paläontologie. a) Allgemeines: O. Abel. b) Paläophytologie: W. J. Jongmans. c) Paläozoologie: O. Abel. — Spezielle Phylogenie. a) des Pflanzenreiches: R. v. Wettstein. b) des Tierreiches: J. E. V. Boas. α) der Wirbellosen: K. Heider. β) der Wirbeltiere.

V. Abt.: Anthropologie einschließl. naturwissenschaftl. Ethnographie.
Bandredakteur: G. Schwalbe. Bearbeitet von R. Fischer, M. Hoernes, F. v. Luschan, Th. Mollison, A. Ploetz, G. Schwalbe.

VI. Abt.: Die medizinischen Wissenschaften. Abteilungsleiter: Fr. v. Müller.

Band 1: **Die Geschichte der modernen Medizin.** Bandredakteur: K. Sudhoff. Bearbeitet von M. Neuburger, K. Sudhoff u. a.
Die Lehre von den Krankheiten. Bandredakteur: F. Marchand.

Band 2: **Die medizin. Spezialfächer.** Bandredakteure: W. His und Fr. von Müller.
Band 3: **Beziehungen der Medizin zum Volkswohl.** Bandredakteur: M. v. Gruber.

VII. Abt.: Naturphilosophie und Psychologie.
*Band 1: **Naturphilosophie.** Bandredakt.: C. Stumpf Bearb. von E. Becher.
Band 2: **Psychologie.** Bandredakteur: C. Stumpf. Bearbeitet von C. L. Morgan und C. Stumpf.

VIII. Abt.: Organisation d. Forschung u. d. Unterrichts. Bandredakt.: A. Gutzmer.

TEIL IV: Die technischen Kulturgebiete.

Abteilungsleiter: **W. v. Dyck** und **O. Kammerer.**

Technik des Kriegswesens. Bandredakteur: **M. Schwarte.** Mit Abb. Geh. M. 24.—, in Leinwand geb. M. 26.—, in Halbfranz geb. M. 28.—. [1913. Teil IV. Band 12.]

Inhalt: Kriegsvorbereitung, Kriegsführung: M. Schwarte. — Waffentechnik. a) Die Waffentechnik in ihren Beziehungen zur Chemie: O. Poppenberg. b) Die Waffentechnik in ihren Beziehungen zur Metallurgie: W. Schwinning. c) Die Waffentechnik in ihren Beziehungen zur Konstruktionslehre: W. Schwinning. — d) Die Waffentechnik in ihren Beziehungen zur optischen Technik: O. von Eberhard. e) Die Waffentechnik in ihren Beziehungen zur Physik und Mathematik: O. Becker. — Technik des Befestigungswesens: J. Schröter. — Kriegsschiffbau: O. Kretschmer. — Vorbereitung für den Seekrieg und Seekriegsführung: M. Glatzel. — Einfluß des Kriegswesens auf die Gesamtkultur: A. Kersting.

In Vorbereitung befinden sich:

Band 1: **Vergeschichte der Technik.** Bandredakteur u. Bearbeiter: C. Matschoß.

Band 2: **Verwertung der Naturkräfte zur Gewinnung mechanischer Energie.** Bandredakteur: M. Schröter. Bearbeitet von H. Bunte, R. Escher, W. Lynen, W. v. Oechelhaeuser, R. Schöttler, M. Schröter.

Band 3: **Umwandlung und Verteilung der Energie.** Bandredakteur: M. Schröter. Bearbeitet von A. Schwaiger u. a.

Band 4: **Bergbau und Hüttenwesen.** (Stoffgewinnung auf anorganischem Wege.)
I. Teil. Bergbau. Bandredakt.: W. Bornhardt. Bearbeitet von H. E. Böker, G. Franke, Fr. Heise, Fr. Herbst, M. Krahmann, M. Reuß, O. Stegemann, L. Tübben. — II. Teil. Hüttenwesen.

Band 5: **Land- und Forstwirtschaft.** (Stoffgewinnung auf organischem Wege.)
I. Teil. Landwirtschaft. — II. Teil. Forstwirtschaft. Bandredakteur und Bearbeiter: R. Beck und H. Martin.

Band 6: **Mechanische Technologie.** (Stoffbearbeitung auf maschinentechnisch. Wege.)
Bandredakteure: K. Pfuhl und A. Wallichs. Bearbeitet von P. von Deuffer, Fr. Hülle, O. Johannsen, E. Pfuhl, M. Rudeloff, A. Wallichs.

Band 7: **Chemische Technologie.** (Stoffbearbeitung auf chem.-technischem Wege.)

Band 8 und 9: **Siedelungen.**
Bandredaktoure: W. Franz und C. Hocheder. Bearbeitet von H. E. von Berlepsch-Valendas, W. Bertsch, K. Diestel, M. Dülfer, Th. Fischer, H. Gräsel, C. Hocheder, R. Rehlen, R. Schachner, H. v. Schmidt.

Band 10 u. 11: **Verkehrswesen.**
Bandredakteur: O. Kammerer.

Band 13: **Die technischen Mittel des geistigen Verkehrs.**
Bandredakteur: A. Miethe.

Band 14: **Die technischen Mittel der Beobachtung und Messung.**
Bandredakteur: A. Miethe. Bearbeitet von A. Miethe, E. Goldberg u. a.

Band 15: **Entwicklungslinien der Technik im 19. Jahrhundert.**
Bandredakteur: W. v. Dyck.

Band 16: **Organisation der Forschung. Unterricht.** Bandredakteur: W. v. Dyck.

Band 17. **Die Stellung der Technik zu den anderen Kulturgebieten. I.**
Bandredakteur: W. v. Dyck. Bearbeitet von Fr Gottl von Ottlilienfeld u. a.

Band 18. **Die Stellung der Technik zu den anderen Kulturgebieten. II.**
Bandredakteur: W. v. Dyck.

Schaffen und Schauen

Zweite Auflage **Ein Führer ins Leben** Zweite Auflage

1. Band: **Von deutscher Art und Arbeit**

2. Band: **Des Menschen Sein und Werden**

Unter Mitwirkung von

R. Bürkner · J. Cohn · H. Dade · R. Deutsch · A. Dominicus · K. Dove · E. Fuchs
P. Klopfer · E. Koerber · O. Lyon · E. Maier · Gustav Maier · E. v. Maltzahn
† A. v. Reinhardt · F. A. Schmidt · O. Schnabel · G. Schwamborn
G. Steinhausen · E. Teichmann · A. Thimm · E. Wentscher · A. Witting
G. Wolff · Th. Zielinski · Mit 8 allegorischen Zeichnungen von Alois Kolb

Jeder Band in Leinwand gebunden M. 5.—

Nach übereinstimmendem Urteile von Männern des öffentlichen Lebens und der Schule, von Zeitungen und Zeitschriften der verschiedensten Richtungen löst „Schaffen und Schauen" in erfolgreichster Weise die Aufgabe, die deutsche Jugend in die Wirklichkeit des Lebens einzuführen und sie doch in idealem Lichte sehen zu lehren.

Bei der Wahl des Berufes hat sich „Schaffen und Schauen" als ein weitblickender Berater bewährt, der einen Überblick gewinnen läßt über all die Kräfte, die das Leben unseres Volkes und des Einzelnen in Staat, Wirtschaft und Technik, in Wissenschaft, Weltanschauung und Kunst bestimmen.

Zu tüchtigen Bürgern unsere gebildete deutsche Jugend werden zu lassen, kann „Schaffen und Schauen" helfen, weil es nicht Kenntnis der Formen, sondern Einblick in das Wesen und Einsicht in die inneren Zusammenhänge unseres nationalen Lebens gibt und zeigt, wie mit ihm das Leben des Einzelnen aufs engste verflochten ist.

Im ersten Bande werden das deutsche Land als Boden deutscher Kultur, das deutsche Volk in seiner Eigenart, das Deutsche Reich in seinem Werden, die deutsche Volkswirtschaft nach ihren Grundlagen und in ihren wichtigsten Zweigen, der Staat und seine Aufgaben, für Wehr und Recht, für Bildung wie für Förderung und Ordnung des sozialen Lebens zu sorgen, die bedeutsamsten wirtschaftspolitischen Fragen und die wesentlichsten staatsbürgerlichen Bestrebungen, endlich die wichtigsten Berufsarten behandelt.

Im zweiten Bande werden erörtert die Stellung des Menschen in der Natur, die Grundbedingungen und Äußerungen seines leiblichen nnd seines geistigen Daseins, das Werden unserer geistigen Kultur, Wesen und Aufgaben der wissenschaftlichen Forschung im allgemeinen wie der Geistes- und Naturwissenschaften im besonderen, die Bedeutung der Philosophie, Religion und Kunst als Erfüllung tiefwurzelnder menschlicher Lebensbedürfnisse und endlich zusammenfassend die Gestaltung der Lebensführung auf den in dem Werke dargestellten Grundlagen.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Künſtleriſcher Wandſchmuck für das deutſche Haus

B.G.Teubners farbige Künſtler-Steinzeichnungen

(Original-Lithographien) entſprechen allein vollwertig Original-Gemälden. Keine Reproduktion kann ihnen gleichkommen an künſtleriſchem Wert. Sie bilden den ſchönſten Zimmerſchmuck und behaupten ſich in vornehm ausgeſtatteten Räumen ebenſogut, wie ſie das einfachſte Wohnzimmer ſchmücken.

J. Lunn — Altes Städtchen

Verkl. farbige Wiedergabe der Orig.-Lithographie

„Von den Bilderunternehmungen der letzt
‚äſthetiſchen Bewegung' entſprungen ſind, b
ungetrübter Freude: den ‚künſtleriſchen
Haus', den die Firma B. G. Teubn
haben hier wirklich einmal ein aus
rechtem Verſtändnis in ehrlichem B
uns. Fördern wir es, ihm und u

Vollſtändi
Einſend. von 40 p